This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

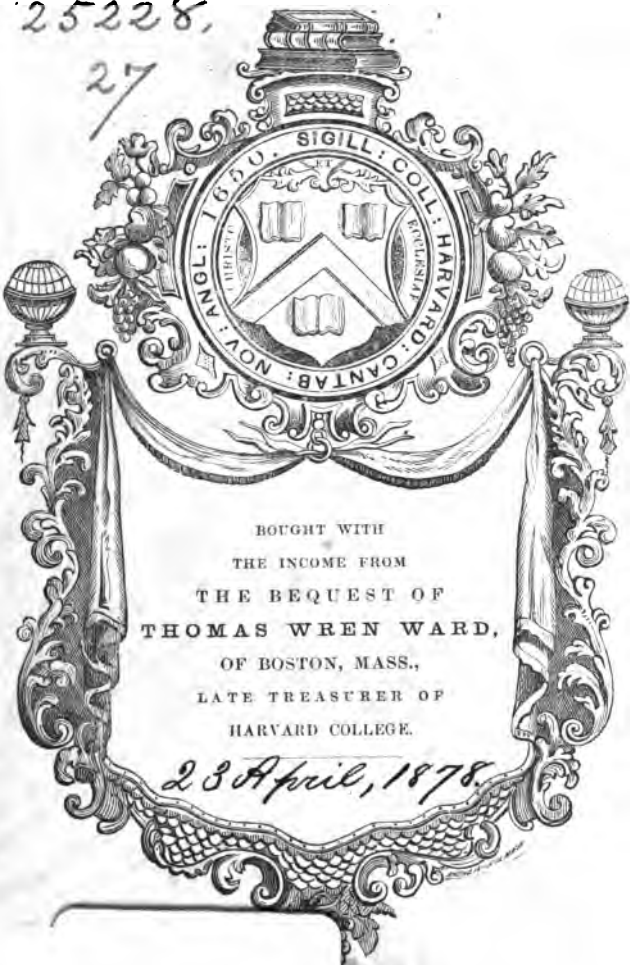
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

25228.
27



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
THOMAS WREN WARD,
OF BOSTON, MASS.,
LATE TREASURER OF
HARVARD COLLEGE.

23 April, 1878.

Wunder-Sagen-

und

Gespensterbuch.

Enthaltend:

Spuck- und Geistergeschichten, Volksmährchen, Legenden und Historien.

Herausgegeben

von

Peter Schlemihl.

I. Band.

Wien, 1835.
Bei Mich. Lechner, Universitäts-Buchhändler.

~~[illegible], 81~~
25228.27

1878, April 23
Ward fund.
Ier, Ier Bd.)

Der Frevling.

Legende.

König Guntram hatte bereits manches Jahr regirt, und noch immer war ihm das Glück nicht treulos geworden. — Er schlug seine Feinde, sein Reich war mächtig und gefürchtet — Höflinge verwöhnten ihn durch die Befriedigung seiner Wünsche, Liebe reichte ihm ihren vollsten Becher dar, und so schien ihn das Schicksal zu seinem Günstling gemacht zu haben.

Glück ist ein gar haltbarer Prüfstein des wahrhaft Guten — allein König Guntram ward übermüthig. —

Als er einst im Bette lag, und nicht schlafen konnte, schwebte der Geist der Sünde um sein Haupt, mahlte ihm kühn seine Macht und Größe, und führte ihn so hoch, daß ihm schwindlig ward. Und des Königs Gedanken frevelten. »Wer ist noch mächtiger denn ich, oder bin ich bereits der Höchste?!« — Und nachdem er eine Weile also gesündiget hatte, entschlief er.

Am nächsten Morgen rief Guntram alle seine Ritter zusammen, und befahl ihnen, sich bereit zu halten, mit ihm auf die Jagd zu ziehen. Als das königliche Mahl eingenommen war, da ritt der König, umgeben von seinen Getreuen, dem Walde zu, und eine große Anzahl herrlicher Rüden lief dem Zuge voran.

Sie waren schon manche Strecke geritten, und hatten manches Wild erbeutet, da brannte die Sonne gar heiß am Himmel, und Guntram lechzte nach einem kühlen Bade. Und als er eine Zeit geritten war, um seinen Wunsch befriedigen zu können, kam er zu einem großen Teiche, den ringsum hohe Bäume beschatteten. Hier beschloß Guntram seine Glieder zu stärken, und befahl seinen Rittern in der Nähe zu warten, bis er wieder komme.

Somit ritt er zum Teiche, band sein Roß in geringer Entfernung an einen Baumstamm, entkleidete sich und verweilte im Wasser, bis durch dessen Kühle seine Glieder erfrischt waren. —

Nachdem Guntram genugsam im Wasser verweilt war, und nach seinen Kleidern suchte, fand er selbe nicht, noch sein Roß. Er rief nach seinen Rittern, allein keine Antwort war zu hören. —

Das wunderte den König gewaltig, und er wurde um so mehr darüber aufgebracht, da er nackt war, und sich nicht bedecken konnte; und da

er und sein Gemüth solcher Lagen nicht gewohnt war, ward es ihm schwer, einen Beschluß zu fassen. —

Als er endlich die Ueberzeugung gewann, er müsse sich dießmal allein helfen, so gedachte er in der Noth eines seiner Ritter, der in der Nähe eine Burg hatte. — Guntram ergriff diesen Gedanken, wie der Schiffbrüchige ein rettendes Brett ergreift, und gedachte nun hinzugehen zu dem Ritter, um Kleider und ein Pferd zu erhalten, sodann aber nach seinem Hofe zu eilen, um zu erfahren, wie es gekommen sei, daß man sich an ihm, dem Könige, so vergangen habe. Und er gedachte schwerer Strafen für jenen, der ihm diesen Unfug angerichtet hätte. —

Mit solchen Gedanken beschäftigt, erreichte er seines Ritters Burg — freudig pochte er an die Pforte, von welcher er meinte, daß sie sich zu seiner Rettung aufthun würde. Der Pförtner kam, und als er einen nackten Menschen sah, verwunderte er sich sehr darüber, und fragte ihn: »Was er wolle?« Guntram aber sprach: »Thu auf, ich bin Guntram der König; sage deinem Herrn, daß er sende Kleider, Waffen und Pferde, da ich alles dieses wunderbar verloren habe; und nach meinem königlichen Hof will.« — Der Pförtner aber sprach: »Du bist ein Narr, der seine Haut für Purpur, und seine wirren Haare für eine Krone

ansieht; oder bist du ein Bösewicht, der mit Trug umgeht? denn mein Herr und Ritter war heute mit dem Könige auf der Jagd, vor einer Stunde ist der König mit seinen Rittern heimgekehrt, und nun sitzt mein Herr zu Tische; doch ich will zu ihm, und dich melden.«

Der Pförtner kam zum Ritter, und erzählte ihm die Mähre. — Der Ritter war sehr verwundert; und begierig, den nackten König zu sehen, er befahl selben herauf zu bringen.

Der Ritter besah ihn forschend und genau, aber er kannte ihn nicht; er war ihm fremd, als hätte er ihn nie gesehen. Da fragte er ihn: »Sage mir, wer bist du?« — Da sprach Guntram: »Ich bin dein Herr und König,« und er nannte Tag und Stunde, wann er ihn zum Ritter geschlagen hatte. —

Der Ritter aber ward erzürnt, und sprach: »Du bist wohl ein König der Narren, doch nimmer der meinige. Wie kannst du dich solcher Kühnheit anmaßen? Mein Herr und König ist erst vor einer Stunde mit all seinen Rittern nach Hofe geritten, ich habe ihn selbst begleitet und bin erst vor Kurzem heimgekehrt. — Tag und Stunde hast du zwar errathen, wann ich zum Ritter geschlagen worden bin, aber dieß allein macht dich weder zu meinem Herrn, noch zum König; daß aber dein Hochmuth entweiche, so will ich dich strafen lassen,

wie einen Knecht, daß du sodann des Königs vergessen mögest.«

Somit ließ er den Guntram züchtigen, demselben ein Bettelkleid reichen, und ihn dann zum Thore hinausjagen. —

Als Guntram also geschlagen und schändlich vertrieben war, da ward es ihm schmerzlich zu Gemüthe, und er weinte bitterlich ob seinem herben Geschicke.

Er war nur an gebeugte Höflinge gewöhnt, und hier war er eines Pförtners Spott; er war gewöhnt an Sammt und Seide, jetzt brannte ihn qualvoll die Sonnengluth; er war gewöhnt an weiches Lager und königliches Mahl, jetzt wurden seine Glieder mit Schlägen gepeinigt und Guntram fühlte dabei Durst und Hunger. Tief war er auch gekränkt, daß ihn der nicht kennen wollte, den er zum Ritter geschlagen. —

In dieser Noth gedachte er eines Herzogs, der nun der nächste war mit seiner Burg. Der Herzog war einer von Guntrams Vertrauten und Rathgebern, und er wollte sich zu diesem begeben, um Kleider und ein Pferd zu erhalten. Als Guntram vor die Burg des Herzogs kam und anpochte, erschien der Pförtner, und als er den Bettler sah, fragte er ihn: »Was er wolle?« Da sprach Guntram: »Sage dem Herzoge, ich wäre Guntram der König, und hätte meine Klei-

der wunderlich verloren; — er solle mir mit ritterlichen Kleidern und einem Pferd in meiner Noth behülflich sein.«

Der Pförtner ging und meldete, was er gesehen und gehört hatte, dem Herzoge, allein dem Guntram erging es beim Herzoge also, wie er es vorhin beim Ritter erfahren hatte.

Da sich Guntram zum zweitenmale verkannt und verstoßen sah, ward ihm bang und angstvoll; — Schweißtropfen vertraten an der Stirne die Edelsteine seiner Königskrone, und da er durch Strauch und Hecken gelaufen war, wurde das Blut seiner Wunden zum färbenden Purpur des Leibes. — Er ward an sich selbst irre, und wußte nicht, wie er sich helfen solle. —

Er schlug endlich den Weg zu seiner Königsburg ein; — und als der Pförtner kam, fragte ihn Guntram, ob er ihn kenne, und als der Pförtner erwiederte, er kenne ihn nicht, ward Guntram wehmüthig, daß man ihn selbst in seinem Hause nicht mehr kenne, und er sprach abermals zum Pförtner: »Es ist schlecht von dir, daß du jenen nicht kennen willst, der dich kleidet und nähret.« Der Pförtner aber sagte: »Du bist ein Lügner! Du bist nicht der, der mich nährt und kleidet, sondern der ist mein mächtiger Herr und König Guntram, den ich kenne, wie mich selbst.«

Guntram aber bat den Pförtner, er möchte zur Königin gehen, und ihr seine Ankunft berichten, und sollte sie in seine Worte Zweifel setzen, so wolle er ihr Geheimes berichten, was Niemand wisse, noch wissen könne, als er und sie. —

Der Pförtner lachte, schalt ihn einen Thoren, versprach jedoch zur Königin zu gehen, und sein Verlangen zu berichten.

Der Pförtner begab sich zu der Königin, berichtete die Mähre, und als ihr selbe höchst verwundert keinen Glauben schenken wollte, so sagte er ihr alle die geheimen Worte, die ihm der Fremdling als Merkmal der Echtheit seiner Person mitgetheilt hatte. — Ueber diese Zeichen erschrack die Königin sehr, und sie wandte sich zum König, der neben ihr stand und dem Pförtner zugehorcht hatte, und sprach: »Der wahnsinnige Fremdling sagt Dinge, die Niemand wissen kann, als ich und du, mein Herr — und dieß läßt er mir durch den Pförtner künden, und behauptet kühn, er sei Guntram, der König.«

Als dieß der König hörte, befahl er, man solle den Guntram heraufbringen; — er aber begab sich in den herrlich geschmückten Rittersaal, und rief sein Hausgesinde und seine Ritter zu sich — und als alle versammelt waren um seinen Thron, wurde Guntram in die Versammlung

gebracht. — Ach es war ihm gar schmerzlich zu Muthe, als er alle die Ritter erkannte, er jedoch Allen, ein Fremdling blieb — als er seinen Thron von einem Andern besetzt sah, der nicht er, und doch Guntram sein sollte. —

Und der König redete zu der Versammlung, sie möge horchen, was der Fremdling sage und meine; darauf wandte sich der König zu Guntram, und fragte ihn, wer er sei. Guntram aber sagte: »Ich bin Herr und König dieses Landes, ich bin Guntram, und gekommen zu reden mit meiner Gemahlin, der Königin; auch will ich Rechenschaft fordern, mit welchem Rechte du auf meinem Thron sitzest und meine treuen Ritter also verwirrst und abwendest, daß sie nicht mehr kennen ihren rechtmäßigen Herrn und König.«

Da wandte sich der König zu den Versammelten um seinen Thron, und sprach zu ihnen: »Saget mir, welchen von uns zweien haltet ihr für den rechten König? —«

Und die Getreuen stimmten ein: »Jener Fremdling ist ein Thor, oder Böswicht, wir kennen ihn nicht, und sahen ihn niemals. Du aber bist uns bekannt seit der Stunde deiner Geburt, da du groß gezogen wardst vor unsern Augen.«

Hierauf wandte sich der König zu seiner Frau, und sprach zu ihr: »Kennst du den Menschen? Er will mit dir reden, und sagte: er wäre dein Herr und Gemahl.« Düster aber erwiederte die Königin: »Herr! warum versuchst du mich mit solchen Fragen? Diesen Fremdling hab' ich niemals gekannt.«

Als der König alle die Antworten vernommen hatte, wandte er sich erzürnt gegen Guntram und sprach: »Du bist nicht nur ein Frevler, der nach meiner Krone strebt, sondern willst auch, daß dir die Königin angehöre. Daß du aber auf immer geheilt werdest, und es dir nimmer beifalle, solche Gedanken zu hegen, so will ich dich mit herben Strafen züchtigen, und sollt' es dir auch nur einmal noch beifallen, solche Gedanken zu äußern, so hast du dir dein Todesurtheil gesprochen.«

So wurde Guntram, gezüchtigt und gedemüthigt, von seinem eigenen Haus und Herde vertrieben. —

Ach, da ward er verzagt und kleinlaut; die vielen Wunden schmerzten ihn sehr. Hunger und Durst machte ihn matt und elend; überdieß blutete sein Herz und geängstigt war seine Seele! Furchtbar war die Frage: Warum, durch wen leidest du also? Sein Stolz aber ließ ihn noch immer kein Vergehen wahrnehmen — und er ward einige Zeit

verwirrt, daß er keinen festen Gedanken fassen konnte, und er irre an dem, was er glaubte. Er meinte, eine Gattin zu haben, allein sie selbst läugnete dieß, und er wankte in dem, was er meinte mit unendlichem Seelenschmerz. — Da faßte ihn bald der Gedanke, die Erinnerung an Königreich und Gemahlin wäre ein lebhafter schöner Traum gewesen, der ihm die Sinne verwirre, ihn unglücklich und elend mache; bald kam wieder der Trost, er schlafe als König und seine jetzige Lage sei ein böser Traum, und er freute sich auf's Erwachen. —

Und als ihn die Last der Gedanken überwältigt hatte, sank er zu Boden, und lag einige Augenblicke, als ob er das Bewußtsein verloren hätte. Wie es aber wieder Tag ward in seinem Innern, da stand, als wäre es mit Blut geschrieben, vor seiner Seele, daß er ein Sünder sei! —

In diesen seinen Nöthen erinnerte er sich eines Einsiedlers, den er früher oft besucht. Zu diesem beschloß er zu gehen, daß er ihn befrage, wie er sich reinige der Sünde, die ihm sein Herz zerdrückte und seine Brust zermalmte. —

Obwohl der Einsiedler den Mann nicht kannte, ward er von seinen heißen Bitten bewegt und hörte ihn an.

Nun erzählte Guntram mit zerknirschtem Herzen, und stammelte, mit dem Angesichte im Erdenstaube verborgen, die Sünde in jener Nacht des Hochmuthes und Frevels — Und als das Herz des Guntram auf diese Weise erleichtert war, that der Einsiedler das Fenster auf, sah den Reuigen an und sprach: »Gebenedeit sei der Allmächtige! nun erkenne ich dich — stehe auf! Du bist Guntram, der König. Mache dich fertig, ziehe nach deinem königlichen Hof, und alle Ritter und Getreuen werden dich erkennen. —«

Und Guntram trat den Weg nach seinem Hofe an. — Nun war es ihm wohl und leicht zu Muthe, da er befreit war von der Last der Sünde. —

Als Guntram vor seine Burg kam, that ihm der Thorwächter auf, und empfing ihn mit Ehrfurcht und Würde. — Und als Guntram selben fragte, ob er ihn kenne, erwiederte er: »Ja, Herr, wie könnt Ihr fragen? doch wundert es mich, wie Ihr hinausgekommen seid, da ich doch nicht vom Thore gewichen bin, und Euch doch nicht gesehen habe, wie Ihr hinausgegangen seid.« Und als er in des Pallastes Gänge trat, neigten sich alle vor ihm, die ihn begegneten und erwiesen ihm königliche Ehren.

Da kam aus dem Prunksaale ein Ritter, und als er Guntram sah, ward er erstaunt, und kehrte wieder in den Prunksaal.

In demselben aber saß der König mit der Königin auf dem Throne. — Und als der Ritter eintrat, sagte er: »Höre, Herr! es ist einer in Deiner Burg, der Dir ähnlich sieht, als wärst Du es selber; alle, die ihn sehen, ehren ihn als König und wir wissen nicht, wer von Euch zweien der wahre König sei.«

Hierauf stand der König von seinem Throne auf, um die Wahrheit zu verkünden! Er ging und führte den Guntram mit sich auf den Thron, und ließ alles Hofgesinde und alle Ritter insgesammt erscheinen. — Und als alle versammelt waren, sprach der König: »Dieser und nicht ich ist Guntram, euer König. — Er hatte Gott erzürnet durch Hoffart und Sünde, und die Allmacht beschloß sich in seiner Zurechtführung zu verherrlichen. — Ich ward vom Thron des Ewigen abgesendet, daß ich annehme Gestalt, Wort und Geberde des sündigen Guntram, und als selber im Bade war, zog ich seine Kleider an, nahm sein Roß und kam in eure Mitte.« —

»Er aber ward gestraft, daß ihn Niemand kannte, und überall mißhandelt und verstoßen von der Thüre gewiesen. Nun aber hat er gebüßt und Gottes Huld ist ihm wieder zu Theil worden; somit sollt ihr

ihm ferner gehorchen und unterthänig sein! und jeder verbanne aus seinem Herzen die Sünde des Hochmuthes.« — Der Purpur um des Königs Leib aber zerfloß in ein Flügelpaar, die Krone ward zum Heiligenschein und der Engel als Abgesandter der Allmacht entschwand in Verklärung.

Scheckinwalds Rosengärtlein.

Historische Sage.

Viel wundervolle Sagen aus grauer Heldenzeit
Sind Herold deiner Größe und alten Herrlichkeit,
Sind Herold deines Ruhmes, gepriesnes Oesterreich,
Denn wer ist dir an Schönheit, wer dir an Kraft und Milde gleich?

O Heimath werther Helden, o Garten blüh'nder Frau'n,
Wie viel ist Ruhm zu melden der Frucht, die da zu schaun?!
Glorreich in Schlacht und Streiten, — ahn' falsch auch in Gefahr,
Drob klangs aus tausend Saiten wie Mährchen hold und wunderbar!

Mit Donnern zog der Sturmwind aus Süd und Nord herbei;
Strahlt doch nach all' den Wettern dein Himmel blau und frei!

Ein Irisbogen schimmert, wo fern die Wolke thaut,
Aus dem des Kreuzes Zeichen mit Purpurflammen
niederschaut.

Wie wogt nicht deine Donau so groß und stolz
einher,
Und steigt aus feuchter Urne und schwillt und füllt
ein Meer!
Ich hab ein Lied vernommen, das aus der Woge
klang,
Der Sturmwind schlug die Saiten, die Zeit am
Steuer saß und sang:
Wer pilgert da so spät noch die Straß' am Wan-
derstab?
Fließt doch die Locke silbern vom Haupt ihm schon
herab!
Ein Fiedler ist's, aus Oesterreich, das Herz voll
Gottvertrau'n,
Mit diesem Schilde zieht er vorüber an des Agg-
steins Graun.

Er pilgert durch die Lande mit seinem Saitenspiel,
Beglückt, wenn's einem Herzen voll Redlichkeit gefiel,
Wenn hier er Leid gemildert, dort Fröhliche entzückt,
Da dünkt ihn, hab' der Himmel den reichsten Lohn
ihm zugeschickt.

Zu Aggstein auf der Feste, dem Demant in dem Reif
Der rauhen Felsenberge, da sitzt ein wilder Greif,
Der schlägt die blut'gen Krallen in's tiefste Mark dem Land
Und hält die Riesenschwingen darüber ausgespannt.

Der schaut gar stolz hernieder vom Gipfel seines Bau's
Und sieht sich auf dem Strome die sich're Beute aus,
Und wo der Kaufmann hinzieht mit Lasten mannigfalt,
Da holt der Greif sein Opfer, da würgt der grimme Scheckimwald.

Und droben auf der Veste ward eben Nacht zum Tag,
Da saßen sie beisammen, und hielten Luftgelag.
Drum ward hinauf der Sänger geschleppt zum Felsenschloß
Daß er bei gutem Weine ein Loblied singe, schlechtem Trost.

Er steht im Ring der Räuber — fluch solcher Sängerfahrt!
Da faßt ihn bittrer Unmuth — sein Blut erglüht und starrt,
Da bebte seine Stimme, da trübte sich sein Blick,
Im tiefen, heiligen Grimme fleht er um Rache zum Geschick.

Und statt des Wollusttaummels, der frech in Sünden glüht,
Singt er vom Gottes Zorne ein donnergrollend Lied,
Aufspringen dunkle Gräber, des Todes morscher Schrein,
Und niedersteigt der Richter, und rollt des Himmels Segel ein.

Da springt im Kreis der Zecher der Scheckimwald empor,
Und herrscht vor Grimm erbleichend: »Hinauf zum Felsenthor!
Du frecher Fiedler büße die Kühnheit mit dem Tod,
Von meinem Rosengärtlein schau aus ins letzte Morgenroth!«

Hoch auf des Berges Gipfel in Felsen eingehau'n,
Da war das Rosengärtlein des Scheckimwald zu schau'n.
Kaum eines Fußes Breite faßt Raum das Leben da,
Wo graunvoll gähnt der Abgrund und Geier ziehn, den Wolken nah.

Wer da hinausgestoßen — schwer kracht das Eisenthor,
Und hinter seinem Rücken, da klirrt der Riegel vor,

Und ach, vor seinen Blicken so bodenlos das Grab, —
Verzweiflung kreischt hernieder, und reißt im Wahnsinn ihn hinab.

Da sitzt der Fiedler droben wohl bis zum dritten Tag;
Ob ihm kein Retter nahen, kein Wunder helfen mag?
Es will kein Wunder werden, es will kein Retter nah'n,
Nur Wolken zieh'n vorüber auf geisterhaft verlaßner Bahn.

»So leb' denn wohl, o Erde, du schönes Wunderland,
Das sich mit Mutterliebe dem Säugling zugewandt,
Leb wohl mit deinen Wäldern, die mich so sanft gekühlt,
Mit deiner goldnen Sonne, die mir so mild ins Herz gespielt.«

Du blauer Strom vor allem, der noch mein Herz erfreut,
Trugst so viel theure Lasten hinab ins Meer der Zeit:
Du hast auch mich gewieget an deiner treuen Brust;
Du hast auch mich geschaukelt, ein Gotteskind voll Himmelslust!«

»Leb wohl! — Der Sänger scheidet, die Sendung ist vollbracht,
Ich nahm den Ruf des Geistes mehr als den Staub in acht,
Wie ich von Gott gesandt war als Kämpfer seines Streit's,
Hab' ich für Gott gestritten und klammre sinkend mich an's Kreuz.«

Drauf breitet er die Arme — die Lippe leise fleht,
Im Herzen zuckt die Flamme, sein Blick ist heiß Gebet, —
Und stürzt sich in den Abgrund, der lautlos starrt und schweigt,
Und über dem der Nachtgeist, in Nebelflor gehüllt. sich neigt.

Und noch bevor im Thale der Morgennebel braut,
Da blitzen Schwert und Schilde, so weit ein Auge schaut,
Da ist mit einer Kriegsschaar bedeckt das ganze Land;
Sagt an, wer gegen Aggstein die Helden zahllos ausgesandt?

Sie hat gesandt der Herzog im Lande Oesterreich,
Den Scheckimwald bedrohend mit schwerem Todesstreich,

Und vor den Schaaren schreitet ein Greis gar muthig hin,
Der kundig ist des Weges, fürwahr, dem Kriegsherr zu Gewinn.

Er kennt und führt die Pfade durch Schlucht und Felsenriß,
Hindurch die finstern Tannen, und über Schutt und Gries,
Hei, wie sie rüstig klimmen, bis sie den Mauern nah'n,
Und ihre trotz'gen Thürme, ein starker Eisenring, umfahn.

Und eh sich vorbereitet zum Kampf der Scheckimwald,
Eh noch von seinen Zinnen des Wächters Horn erschallt,
Ist schon ein Thor gebrochen, die Tapfern dringen ein, —
» Ei Scheckimwald, nicht länger sollst du ein Spuck der Wälder sein! —«

Wie nun der wilde Räuber sich rüstet auch zum Streit,
So sind doch Aggsteins Mauern dem Untergang geweiht,

Gebrochen sind, zertrümmert die Thürme sammt dem Wall,
Und Freudenfeuer künden weithin im Lande seinen Fall.

Und als in seinem Haupthaar die Faust der Henker ballt,
Des Sünders rollend Auge schaut eine Graungestalt.
»Bist du vom Tod erstanden?« schreit er voll Ingrimm wild!
»Der Herr war mein Vertrauen!« der Greis ihm drauf entgegnet mild.

»»Als ich vom Rosengärtlein zum Abgrund niedersprang,
Da faßt ich einen Baumast, durch den's zum Heil gelang!
So hoch trägt wohl die Schwinge den Geier kaum im Flug,
Als Gottes ewige Gnade das Werkzeug seines Willens trug.««

Der Räuber starrt erbleichend, denn an des Henkers Schwert
Erkannt' er wohl, ihm werde des Sängers Droh'n bewährt; —
Und rief: »O Herr verzeihe, wenns nicht zu spät bereits,
Ich fühls, nichts steht auf Erden, was sich nicht klammert fest ans Kreuz!«

Der Alpenkönig.

Eine Sage.

Auf dem breiten Berge im Tirolergebirge, an der Ostseite, sieht man einen Felsen, den man die verschlossene Alpenthür nennt. Alle Jahre in der Mitternachtstunde des Weinachtfestes, thut sich die Thür auf, und bleibt offen stehen, bis ein Viertel auf Eins. Wer gerade in dieser Viertelstunde gegenwärtig ist, und sich durch den Anblick des Apenkönigs, der mit seinem aschgrauen Gesichte als Gemsjäger im nebelfarbenen Jagdkleide hinter einem Tische in der Höhle sitzt, nicht abhalten läßt, hinein zu gehen, der darf, wohin ihn nur wirkliche und unverschuldete Noth drängt, von den dort aufgehäuften Schätzen so viel mitnehmen, als er tragen kann. Wer dieses Wagestück unternimmt, muß jedoch Sorge tragen, den Schlag der Viertelstunde nicht in der Höhle abzuwarten: er würde vielleicht nie wieder an das Tageslicht kommen, oder im glücklichsten Falle erst nach einem Jahre aus diesem unterirdischen Gefängnisse befreit werden. —

Die Sage meldet, daß vor vielen hundert Jahren in der Gegend der Stadt B. eine junge Witwe lebte, deren ganzer Reichthum in einem Säugling bestand, an dem das Herz der Mutter mit der innigsten Liebe hing. Am Weihnachtsabende, wo der Winter über Berg und Land sein kaltes Leichentuch ausgespannt hatte, befand sich die dürftige Frau gerade in der äußersten Bedrängniß. Ihre kleine Mahlzeit hatte sie schon am Morgen verzehrt, und nun keine Aussicht, weitere Lebensmittel zu erhalten. Weinend saß sie in dem kümmerlich erwärmten Kämmerlein, und blickte oft mit einem Seufzer durch die kleinen schadhaften Fenster; ihr Auge verweilte dann lange auf dem sogenannten breiten Berge, der mit seinem Scheitel weit über die nebenstehenden Bergrücken emporstieg. Ein tröstender Gedanke schien in ihrer Seele Wurzeln zu fassen, und die sorgenvollen Züge ihres Gesichtes wurden auf Augenblicke von einer freundlichen Ruhe verdrängt. Der arme Kleine schlummerte süß und lächelnd auf dem Schooße der Mutter, in deren Brust Schmerz und Hoffnung ein qualvolles Spiel trieben.

»Armes Kind,« sagte die Geängstigte, dem kleinen Schläfer mit einem Kuße den Mund berührend, »wie bald wird in meiner Brust die Nahrung versiegen: und wollte ich dich an meinem Herzen beschützen vor dem Winterfrost, wer schützt deine Mutter, welche ehestens diese Wohnung verlassen

muß, weil sie selbst den geringen Miethzins zu entrichten außer Stand gesetzt ist?« Noch einmal blickte sie nach dem breiten Berge, den eben die untergehende Sonne vergoldete, eine sanfte Ahnung floß durch ihre Seele, daß ihr Leiden den höchsten Grad nicht erreichen werde, wenn sie ihre Zuflucht zu dem Alpenkönig nehmen würde. Einige Zeit kämpften noch Furcht und Besorgniß mit diesem Vorsatze; als sich aber vor ihren Blicken das ganze Jammerbild kommender Besorgnisse aufrollte, da wandelte sich dieser Vorsatz zum festen Entschluße. Am Abende, als die Sterne bereits am tiefblauen Himmel aufgegangen waren, verbarg sie den Knaben sorglich in wärmende Hüllen und begab sich mit beklommenem Herzen auf den Weg nach der Wohnung des Alpenkönigs. Zur Zeit der Mitternachtsstunde hatte sie den Eingang glücklich erreicht. Eine Weile schaute sie zögernd in die schimmernde Oeffnung, doch die Mutterangst gewann den Sieg über die weibliche Furchtsamkeit, und sie trat in die Höhle hinein. Der Alpenkönig saß im Gewande eines Gemsenjägers hinter einem Tisch im Hintergrunde der weiten Grotte, nickte der Eintretenden freundlich mit dem Haupte entgegen und sagte: »Nun, aber eile, und vergiß nichts.« Sie setzte den Kleinen auf den Boden, und trug die köstlichsten Schätze in ihren Trachten vor die Höhle hinaus, um zuletzt ihr Kind nachzuholen. Als sie aber ihre Schürze zum vierten Mahle

zu füllen, sich gegen den Eingang wendete, da schlug die Thurmuhr in B. Ein Viertel auf Eins. — Die Bergthür rauschte zugleich mit dem Viertelschlage unaufhaltsam vor ihren Augen zu, und hielt ihren Liebling in der Tiefe der Erde verschlossen. Starr vor Entsetzen blickte die Mutter die Felsenthür an. Der Schmerz löste sich endlich in einem Thränenstrom auf; die Bitten des weichsten Mutterherzens verwandelten sich aber bald in die Zorngluth einer Tiegerinn, der man ihre Jungen geraubt hat. In dieser Leidenschaft warf sie Goldstücke an die Felsenthür, und forderte mit Verwünschungen ihr Kind zurück. Endlich kam es ihr vor, als ob ein geistiger Hauch um sie wehe, und aus dem Innern der Berghöhle tönten weich und flüsternd die Worte: »Komm in einem Jahre wieder!« Mochte dieses nun eine Wirkung ihrer erschöpften Natur und entflammten Phantasie, oder eine beruhigende Einflüsterung des Alpenkönigs sein, genug, ihre Verzweiflung war gemildert, als dieser Balsamtropfen einer leisen Hoffnung ihr Herz berührte. Sie beschloß, der unbekannten Stimme zu folgen, und trug die Schätze, welche ihrer Bedrängniß ein Ende machen sollten, mit schwerem Herzen nach Hause.

Sie richtete nun nach dem Verhältnisse ihres jetzigen Vermögens ihren Hausstand ein, bezahlte ihre Schulden, und es war eine Lust zu sehen, wie viele Freunde sich jetzt von allen Seiten fanden,

die vorher ihr Daſein kaum bemerkt hatten. Die Frau aber kannte nur diejenigen, die ſich während ihrer ungünſtigen Verhältniſſe als Freunde erprobt hatten, und lebte in Sehnſucht nach ihrem Kinde, und in der Hoffnung es wieder ans Herz drücken zu dürfen, mehr in der Einſamkeit als in Geſellſchaft.

Das Jahr, das ihr länger vorkam, als irgend eines in ihrem Leben, war endlich doch abgelaufen, und in der Mitternachtsſtunde des Weihnachtsfeſtes trat ſie in die geöffnete Felſenhöhle, aber nicht als ſchüchterne Bettlerinn, ſondern im Gefühle einer Mutter, die auf ihr Recht Anſpruch zu machen glaubte. Die Kriſtallwände des Felſenpallaſtes ſtrahlten einen glänzenden Lichtſtrahl zurück, der von einem funkelnden Diamantſterne an der Decke ausgegoſſen wurde. Zahlreiche Gefäße mit Edelſteinen beſetzt, ſtanden ringsumher, und trugen ihren goldenen Inhalt zur Schau. Die Mutter achtete jedoch nicht auf die irdiſchen Glücksgüter, ihr Auge ſuchte den Liebling, der auch in den Tagen der Armuth ihr größter Reichthum geblieben. Der Knabe in blühender Geſundheit ſaß auf dem Schooße des Alpenkönigs und ſpielte mit Perlen, Edelſteinen und Goldſtücken. »Beherrſcher der Alpen,« rief die Mutter, »gib mir mein Kind wieder, ohne welchem mir alle Erdenfreuden nichtig ſind!« — »Laß mir den Knaben,« ſprach der Alpenfürſt, und nimm dafür die Schätze, mit denen er ſpielt. Alle Freu-

den, die dein Herz verlangt, kannst du damit erkaufen.«

»Und wenn der ganze Berg voll Gold wäre,« entgegnete diese, »mein Kind möchte ich nicht für diesen Mammon hingeben« — »Du bist zwar nicht mehr arm,« erwiederte der Berggeist, »doch will ich dich mit Reichthum beglücken; nimm diese Schätze, mit denen dein Kind spielt, und verlasse bald diesen Ort, denn in wenigen Minuten wird von der Thurmuhr das Zeichen ertönen, welches die Felsenthür auf ein neues Jahr verschließt.« »Behalte deine Schätze,« rief die Mutter, »mein Entschluß kann nicht zum Wanken gebracht werden. Gib mir mein Kind wieder, und ich will gern in meine vorige Armuth zurückkehren. Es werden sich doch vielleicht Menschen finden, welche Mitleid haben mit unserm Schicksal, und den Kummer der Mutter zu lindern suchen! Und mit diesen Worten ging sie auf den Berggeist zu, und machte Miene, ihm den Knaben, der schon längst lächelnd und endlich weinend die Arme nach ihr ausstreckte, mit Gewalt zu entreißen.« »Beruhige dich,« sprach der Geist mit Zutrauen erweckendem Ton, »beruhige Dich! Du sollst deinen Knaben wieder bekommen, und keine Macht soll ihn dir wieder vorenthalten. Ich wollte nur das Herz der Mutter prüfen und beobachten, ob diese irdischen Schätze die Liebe zu Deinem Kinde nicht zu ersticken vermögen. Du hast diese Probe siegreich

bestanden. Deine Mutterliebe glänzt in reinerem Lichte, als der Strahl dieser Diamanten. Du bist nun würdig mit Glücksgütern gesegnet zu werden, denn Du wirst sie verwenden zu deiner und deines Kindes wahrer Lebenswohlfahrt, und weil du selbst dein Brot in Thränen aßest, so wirst du auch das Unglück deiner Nebenmenschen fühlen, und mit dem, was ich dir zutheile, ihren Kummer lindern. Hier empfange dein Kind aus meinen Händen wieder, nimm es als ein Weihnachtsgeschenk für deine Liebe, tritt sogleich aus dieser Wohnung, außer der Höhle wirst du die Schätze finden, die du verschmäht hast, aus mütterlicher Zärtlichkeit.« Er verschwand. Die Glückliche schloß den Knaben freudeweinend in ihre Arme, eilte hinaus mit dem Wiedergefundenen in das Freie, und kaum stand sie unter dem sternenhellen Himmel, als sich die Felsenthür rauschend hinter ihr zuschloß. Ein schöner Knabe im silberglänzenden Gewande, eine Fackel in der Hand, stand vor der Höhle bereit, die Glückliche zu den versprochenen Schätzen zu geleiten. Er winkte zu folgen, und die Frau gehorchte. Als sie nun voll Erwartung um die Ecke des Felsenvorsprunges bog, wähnte sie sich durch einen Zauberschlag in eine herrliche Frühlingslandschaft versetzet. Ein blumendurchwirkter Wiesenteppich breitete sich vor ihren Augen aus, und goß einen lieblichen Wohlgeruch in die linde wehende Luft. Im Hintergrunde standen

in einem Halbkreise die schönsten Rosenblumen in üppigster Blüthenpracht. Mitten auf der Wiesenrunde erhob sich eine breitästige Tanne, deren Zweige von Silber, und deren Nadeln von Gold gebildet waren. Perlen, Edelsteine von der ersten Gattung, Goldstücke und allerlei Baumfrüchte aus Gold geformt, hingen in zierlicher Ordnung an diesem Weihnachtsbaume, und flimmerten im schönsten Regenbogenfarbenspiel. »Diesen Weihnachtsbaum schenket Euch der Alpenkönig.« sprach der jugendliche Führer, pflücket diese Früchte und wendet sie an zum Guten.« Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sich die Gestalt in eine Silberwolke auflöste, welche von einem sanften Winde getragen, nach dem breiten Berge hinschwebte. Die Witwe pflückte nun von diesen kostbaren Früchten, so viel selbe zu tragen vermochte, und verließ dankdurchglüth den Ort, wo sich die Güte des Berggeistes auf eine so wunderbare Weise offenbaret.

Jetzt war nun die junge Witwe anziehender geworden. Es meldete sich eine Menge Freier, welche auf einmahl an der Frau Vorzüge entdeckten, die ihnen vorher im Dunkeln geblieben waren, vermuthlich weil die Beleuchtung der Bergschätze gefehlt hatte. Doch die Begüterte war gegen alle diese Aeußerungen, von denen sie früher nicht die kleinste Spur wahrgenommen hatte, kalt und mißtrauisch, sie lehnte alle diese geldgierigen Anträge ab, und

begünstigte blos die Freunde ihrer ehemaligen Armuth mit ihrem Vertrauen und ihrer Unterstützung. Sie ließ in B. ein für die damahlige Zeit sehr schönes Haus erbauen, welches noch jetzt steht, und von seinem Ursprunge her, das Haus vom Weihnachtsbaum benannt wird. Ihr Sohn hatte das Jahr unter den Berggeistern nicht unnütz zugebracht, denn sein Geist entfaltete sich zur allgemeinen Verwunderung auf eine glänzende Weise, und es war nicht zu verkennen, daß er der Liebling des Alpenfürsten geworden. Als seine Mutter, betrauert und beweint von allen guten Menschen, hinübergegangen war in die schönere Welt, ließ ihr der Sohn ein prachtvolles Monument auf dem Kirchhofe zu B. errichten, welches noch jetzt die Bewunderung aller Alterthumskundigen erhält. Er selbst aber baute in der Gegend des breiten Berges ein reich ausgestattetes Kloster, worin er sein Leben in frommen Betrachtungen zubrachte, und der Wohlthäter aller Unglücklichen, der Segen der ganzen Umgegend wurde.

Diese Sage, ihrem Hauptumrisse nach, hat sich im Munde der Tiroler bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt, und manche Mutter erzählt am Weihnachtsabende die freundlich ernste Geschichte vom gütigen Alpenkönig.

Johanna von Perchtoldsdorf.

Sage.

Der Sommerabend sinket herab auf Markt und Land,
Am Peterstage wandelt ein Pärchen Hand in Hand.
Johanna's Brust erbebet, als wie von Ahnung schwer,
Es setzen ja die Bürger vom Markte sich zur Wehr.

Sie setzen sich zur Wehre gegen den Muselmann,
Der vor der Hauptstadt Wällen schon festen Fuß gewann,
Und Anton, ihr Geliebter, ist Bürger auch vom Markt,
Es ist, wie seine Glieder, sein edler Muth erstarkt.

Drum faßt auch er die Lanze und Feuerrohr und Schwert,
Drum will auch er vertheid'gen die Kirche, Haus und Herd,

Er schwört, sie nie zu lassen, die Waffen in dem Streit,
Er schwört, sie nie zu lassen, die wunderfüße Maid.

»Dich hat mir Gott gegeben, sollst werden auch mein Weib,
Es wird mein Arm beschützen deinen züchtiglichen Leib.
Und müßt ich es erleben, und würdest du nicht mein,
So sollst du, ja das schwör ich, auch keines andern sein!«

So scheiden sie für heute, und still vergeht die Nacht;
Und grad ist an dem Himmel das Morgenroth erwacht,
Da staubt's von Rossehufen, und durch der Reben Grün,
Gesprengt mit seinen Reitern ein Bassa kommt von Wien.

Mit Schrecken sehn's die Bürger, die Glocke läutet Sturm,
Und was nicht unter Waffen, das flüchtet auf den Thurm,

Viel hundert Fraun und Kinder umschränkt der kleine Raum
Und greise Männer und Weiber, die Mauer faßt sie kaum.

Doch unten, da beginnet ein fürchterlicher Kampf,
Es blitzen Feuer und Säbel im dicken Pulverdampf,
Es fallen Christ und Heide, der Türken Uebermacht
Hat ihnen Sieg gegeben, entschieden die kurze Schlacht.

Und Sklaven sind geschäftig vor des Markrichters Haus,
Sie breiten einen großen gestickten Teppich aus,
Platz nimmt darauf der Bassa und läßt den Ruf ergehn!
Daß, wer die Waffen strecket, dem werde nichts geschehn!

Und weiters wird verlanget, viertausend Gulden Geld
Und Abzug aus dem Thurme, so sprach des Tages Held;
So sprach der list'ge Türke, man traute seinem Wort,
Und streckte auf dem Platze die Waffen auch so fort.

Die Bürger standen wehrlos, das Geld war überbracht
Und jedem in dem Thurme das Herze wieder lacht.

Mit freudenvoller Eile sich alle schickten an,
Den Rückhalt zu verlassen; Johanna geht voran.

Das Kreuzeszeichen schmücket die Locken lang und blond,
Und überstrahlet helle den aufgepflanzten Mond.
Sie trägt eine weiße Fahne mit dem Marienbild,
Aus ihrem Auge blicket die Seele rein und mild.

Der Bassa sieht's mit Staunen, und sieht's mit hoher Lust,
Und schwarzen Anschlag brütet die freche Heidenbrust;
Wohl manches Schöne schließet die Mauer dorten ein,
Doch kann, bei dem Propheten wohl keine schöner sein!

Ihr goldgewohnen Locken — das Kreuz erschreckt mich nicht, —
Sollt unterm Halbmond strahlen in noch weit schönerm Licht,
Diese Perle will ich bringen nach Stambuls ferner Stadt,
Der Herrscher im Seraile dort keine schön're hat.

Da winkt er mit den Brauen, die Türkenschaar versteht,
Den leisen Wink — und schrecklich des Todes Sense mäht,

Sie fallen über die Bürger, die aus dem Thurme ziehn!
Ein fürchterlich Gemetzel, dem keiner kann entflieh'n!

Drei tausend Opfer fallen unter des Heiden Schwert,
Die Gassen stehn in Flammen, die Mauern sind zerstört,
Und jetzo faßt der Bassa das Mädchen bei der Hand,
Der Anton schaut herunter vom hohen Thurmesrand.

Er hält sein Rohr geladen, und zielet auf ein Herz,
Und gilt es wohl dem Bassen? — Er zielet niederwärts,
Und nun — und nun entläßt er die Kugel aus ihrer Huth,
Johanna ist gerettet, doch liegt sie in ihrem Blut.

Der Wildwieb.

Zu der Zeit, da die Thäler Kärntens noch von Thieren bewohnt waren, Slaven das Land besaßen, die sich auf den Bergen kaum vor noch wilderen Völkern zu schützen vermochten — wurde auf dem höchsten Gipfel der Scradin die Veste Prosniza erbaut, leicht die höchste aller folgenden Jahrhunderte. Nur mit schwindelndem Blicke sieht man vom 200 Klafter hohen unersteiglichen Felsen herab, in den grünen Draustrom, der hier, das Vorgebirg durchbrechend, ins ebene Land hinabtritt.

Im eilften Jahrhunderte herrschte in der erneuerten und vergrößerten Burg, Aribo, Graf des Jourthals, ein Sohn der guten Hildegardis und Bruder Alboins, Bischof zu Brixen, (damals Sever genannt), welche Beide von der katholischen Kirche als Heilige verehrt werden. Aribo aber gehörte nicht zu den Heiligen und Guten. Er verstand nichts als mit dem Schwerte drein zu schlagen, liebte nichts als Becher und Jagd; ein strenger Herr, ein hartherziger Richter.

Schon den dritten Morgen wehte von dem Söller der Burg Prosniza die Blutfahne. Zum Zeichen, daß Einer Heute hingerichtet werden sollte. Gleich am ersten Tage waren einige reiche Kaufherrn vom großen Markt (später Völkermarkt genannt und zur Stadt erhoben) auf die Burg gekommen, um Fürsprache einzulegen, und boten Geld für gelindere Bestrafung des Verbrechers, allein das half nichts, die rothe Fahne wurde nicht eingezogen.

Eben trat Graf Aribo heraus und rief: »Hervor mit dem Wilddieb! Seine Zeit ist aus!« Ein Scheuernthor ging auf, und ein mächtiger Hirsch, von zwei starken Knechten an den Geweihen kaum erhalten, sprang auf den Hof. Auf dem Rücken des Hirsches saß der Knecht Blagodsa, ganz in rauhe Wildfelle gekleidet, so groß daß seine Füße auf dem Boden gestanden wären, hätte man sie nicht unter des Thieres Bauch kreuzweise zusammengebunden. Ein anderer Strick ging dem Hirsch um die Krone und dem Menschen um die Mitte. Dieser blickte wild aus tiefen kleinen Augen; das verfilzte Haupthaar diente ihm seit Jahren statt Hut und Kappe. Da ritt ein Geistlicher zum Thore herein, stieg ab und sprach zu dem Grafen: »Mir ist Nachricht gekommen, daß Ihr gegen einen Christenmenschen eine harte, ja fast unmenschliche Strafe ausgesprochen habt. Ich habe mich vor Tages

aufgemacht, um Fürsprache für den Unglücklichen einzulegen. Ich mußte großen Umweg machen, weil die Sümpfe des Werdersees sich jährlich weiter herab ziehen, denen man nicht nahe kommen darf, seit der große Lindwurm dort haust; sonst wäre ich wohl früher gekommen. Gottlob es ist noch Zeit.

Graf Aribo. Und wärt Ihr vor drei Tagen gekommen, ehe ich noch das Urtheil aussprach, Eure Reden wären eben wie jetzt vergeblich gewesen.

Der Abt. Bedenkt, Herr Gaugraf, daß Ihr das Richteramt vom Kaiser habt, und der Kaiser hat es von Gott. Ihr werdet auch einst vor diesem ewigen Richter stehen müssen; seid barmherzig hier, auf das Ihr dort Barmherzigkeit erlangt. Mildert die grausame Strafe.

Graf Aribo. Er leidet die Strafe, die er verdient hat.

Der Abt. Mein Gott, wenn uns allen werden sollte, was wir verdient haben, wenn wir nicht auf Barmherzigkeit hoffen dürften, wer könnte schlafen nur eine Nacht? Das ist ja eben die schönste Perle in der Krone, das ist ja die köstlichste Gabe, womit Gott die Könige und ihre Stellvertreter beglückt hat, daß sie Gnade gewähren können.

Aribo. Stört mich nicht länger; ich weiß schon selbst, was meines Amtes ist. Thut nur auch das Eurige. Meine Eltern haben Kirchen gebaut, aber kein Priester ist dabei; sprecht nun dem

Menschen zu in seinen letzten Augenblicken; das ist Eures Amtes.

Abt. Um das Blut Christi bitte ich nochmals.

Aribo. Mach mich nicht wild. Bis man fünfzig zählt, lasse ich Euch Zeit; dann wird der Hirsch losgelassen.

Abt. Beim ewigen Gott, Ihr werdet mich doch mein Amt ungestört zu Ende bringen lassen.

Eine allgemeine Stille trat ein, bis der Abt die Absolution ertheilt hatte. Da drängte sich ein etwa 12 jähriger Bursche unaufhaltsam an den unruhigen Hirsch. »Büt euch Gott Vater,« sprach er zu dem Verurtheilten, »sie sagen, Ihr kommt nicht lebendig davon. Was soll denn jetzt die Mutter thun?« Blagodsa erwiederte: »Sage ihr, ich sei noch nicht todt.« — Der Graf wurde ungeduldig und gab das Zeichen, den Hirsch loszulassen. Wie ein Pfeil schoß dieser dem Walde zu. Der Abt wandte sich dann mit trübem Blick gegen den Grafen.

»Nach Eurem Willen also, wäre ich nicht gekommen, hätte der Unglückliche ohne allen geistlichen Zuspruch dahin fahren müssen!«

Aribo. Ist nicht meine Schuld. Warum habe ich keine Priester bei den Kirchen in der Nähe.

Abt. Es sind aber im ganzen Lande noch zu wenig Geistliche, die windisch sprechen; unser Clerus kam in alter Zeit von Aquileja, und in späteren Zeiten von Salzburg.

Aribo. Ei zu wenig Geistliche! Hat doch der Dietrichsteiner einen Burgcaplan, und mehrere Andere, die keine Gaugrafen sind.

Der Abt. An deutschen Priestern ist eben kein großer Mangel. In jener Gegend ist seit Kaiser Karlmanns und Arnulphs Zeiten, die in Mosburg Hof hielten, weit und breit Alles deutsch. Auch ist der Dietrichsteiner, Vogt und Schirmherr unsers Klosters.

Aribo. Warum sorgt Ihr nicht für Geistliche, welche die Sprache eines großen Theils des Landes sprechen.

Abt. Das wäre die Sache des Bischofs, den wir leider seit 200 Jahren nicht mehr haben. Wir hatten einst Bischöfe; allein die Einfälle der Hunnen, der Longobarden, die Kriege zwischen Baiern und Slaven, wovon noch die blutige Alpe den Namen hat, stürzten zu verschiedenen Zeiten unsere Bischofsitze um; die wiederholten Verheerungen der Ungarn richteten auch unser letztes Bisthum Mariasal zu Grunde. Seit der Unglückliche Adalbero als Markgraf und als Herzog die Gränzen so tapfer vertheidigte, und der glorwürdige Kaiser Heinrich III. mit unserm Herzog Welf, dem Gott leider kein längeres Leben verliehen, vor 9 Jahren die Ungarn bei Pettau tüchtig aufs Haupt geschlagen, nahm ich mit Freuden junge Winden auf, um sie zu Priestern zu erziehen.

Sie lernen deutsch bei uns, und ich habe von ihnen windisch gelernt. Gar gut ist es, wie ich oft erfahren für einen Priester, beider Sprachen mächtig zu sein. Von meinen Windischen ist erst Einer Priester, den will ich Euch zum Pfarrer in Stein stellen.

Aribo. Damit thut Ihr mir einen großen Gefallen, und da wir sonach wieder gute Freunde sind, bleibt bei mir bis zum Mittagessen.

Abt. Schönen Dank. Ich könnte nicht essen, noch trinken; die zerfleischten Glieder des armen Menschen wären mir immer vor Augen.

Aribo. Wo wollt Ihr hin; die Sonne strahlet schon hoch.

Abt. Nach Haus. Es ist nicht der erste Tag in meinem Leben, an dem es Abend geworden, eh ich gefrühstückt hatte. Lebt wohl.

»Gleichfalls«, sagte der Graf und wandte sich rasch zur Burg.

Der Burghof war leer geworden; nur Blagobsa's Junge, dem man einige Pfennige zugeworfen hatte, stand noch da, und hielt die Hand auf, auch vom Abte ein Geschenk erwartend. »Sage deiner Mutter;« sprach der Abt, »es gäbe noch viele öde Gründe im Land, deren Besitzer längst dahin sind, viel leere Unterkünfte für den Winter; so einen Ort soll sie suchen, und soll Bohnen und Linsen bauen. Damit sie aber Saamen kaufen kann

und ihr zu essen habt, bis zur Erndte, bring ihr dies Geld. Betet für die arme Seele deines Vaters, geh mit Gott.« Des Abtes Knechte brachten die Pferde herbei, und er ritt von dannen.

Der Bube stand mit offenem Maule da, und konnte sich nicht genug verwundern über die silbernen Schillinge, die ihm der Abt gegeben. Dergleichen Geld hatte er in seinem Leben nicht gesehen, und er meinte, dafür könnte man den schönsten Bauernhof bekommen. Ziemlich getröstet ging er der wohlbekannten Höhle zu, wo seine Mutter mit den übrigen Kindern schon lange seiner wartete. Nachdem er erzählt, was sich zugetragen, rief die Mutter. »Heiliger Valetin, da kommt er freilich nicht lebendig davon,« und brach in Weinen und Jammern aus. Der Bube gab ihr das empfangene Geld; sie wies es mit der Hand zurück. »Was nützt mir alles Geld, wenn der Vater todt ist!« Mit an die Stirne gepreßten Händen rannte sie vor die Höhle hin und wieder. Plötzlich blieb sie stehen, und rief: »Kinder, geht Schwämme suchen, damit wir doch etwas zu essen haben.« Als sie aber allein war, sagte sie: Er ist stark wie zwei Männer, er ist listig und verwegen, er ist schon aus vielen Gefahren davon gekommen, vielleicht hilft er sich auch dießmal. Sie warf sich auf die Knie und bat Gott inbrünstig, den Vater ihrer Kinder zu erhalten. Beruhigt und gestärkt stand sie auf und

machte Feuer auf dem kleinen Plätzchen zwischen der Höhle und der Drau. Es war endlich Abend geworden, die Kinder waren mit Schwämmen heimgekommen, da hörte sie schwere Tritte und Brechen in dem dichten Gebüsch. Ein Bär! schrie sie, Kinder hinein. Sie sprang selbst nach, nachdem sie Holz auf das Feuer geworfen, um es zu vergrößern, und das Thier zu verscheuchen. Der Bube stand mit gespanntem Bogen im Eingang.

Es war aber kein Bär, sondern Blagodsa selbst, und nicht mehr auf dem Rücken des Hirsches, sondern mit dem Hirsch auf seinem Rücken. Ein Jubelruf ertönte aus der Höhle von Weib und Kindern. Blagodsa warf den Hirsch ab, und streckte sich daneben. »Schwer ist die Bestie,« sagte er, »und ich bin müde, wie ein Hund.« — »Ich habe mir wohl eingebildet,« sagte sie, »daß du dir helfen würdest, aber wie hast du es denn angefangen?«

»Wie sie den Hirsch losließen,« erzählte er, »bückte ich den Kopf, so tief ich konnte, denn ich wußte wohl, daß er in das Gebüsch setzen würde, um seine Last abzustreifen. Dabei biß ich den Strick, womit meine Hände gebunden waren, entzwei. Zuerst packte ich mit der Rechten die äußerste Zacke des Geweihes links, und drehte dem Thiere den Hals um; dann faßte ich mit der linken unten das Geweih rechts, und brach ihm vollends das Genick,

daß er hinstürzte. Mich von den übrigen Stricken loszumachen, brauchte ich lange Zeit. Endlich packte ich den Hirsch auf; konnte aber nur langsam fortkommen, weil ich von dem Binden meiner Beine fast krumm geworden. Da hörte ich einen Hund ausgeben. Sie mögen Nachmittags von der Burg ausgezogen sein, den Hirsch zu schießen, vielleicht auch um mich zu begraben. Der Hund war auf meiner Spur, laufen konnte ich nicht, er kam mir immer näher, nun warf ich den Hirsch ab, um den Hund ganz nahe zu locken, bereitete aber aus dem noch übrigen Strick eine Schlinge, und legte mich hinter den Hirsch. Der Hund trat glücklich darein; ich fing ihn am Bein, und schnürte ihm sogleich den Hals zu. Um die Jäger von meiner Spur abzubringen, schleppte ich auch den todten Hund am Stricke mit, und wandte mich gleich rechts vom Berge abwärts, gegen den großen Sumpf. Dahin, wußte ich, würden sie sich nicht wagen. In der Furcht, daß sie mir noch nachkommen könnten, nahm ich erst wahr, wie nahe ich dabei war, als unversehens der Lindwurm gegen mich herausprang. Sollte denn heute doch noch mein letzter Tag sein, dachte ich mir, und weil ich mir nicht anders zu helfen wußte, warf ich dem Unthier den Hund vor. Zu meiner größten Verwunderung begnügte er sich damit, und kehrte wieder dem Sumpf zu. Jetzt machte ich mich, so schnell ich konnte, gegen die

Höhe, die Burgleute hatten glücklicher Weise meine Spur verloren, und da bin ich.«

»Gott sei gelobt und tausendmal gedankt,« sagte das Weib. Er dagegen: »Ja wohl, und von meinetwegen auch. Vor allem aber brat mir ein Viertel Hirsch, Weib.«

Während sie damit beschäftigt war, trat der Junge mit dem Gelde zu dem Vater, und erzählte, was der Abt ihm aufgegeben, »Das Geld ist gut,« sagte Blagodsa, »und der Rath auch. Hätte ich so viel Geld gehabt, hätte ich längst eine Kuh gekauft für die Kleinen, und ein Feld umgegraben auf gut Glück. Unsers Bleibens ist ohnehin hier nicht. Wenn sie den Hirsch und mich und den Hund nicht finden, werden sie mich desto sorgfältiger aufsuchen. Wir müssen fort in eine andere Grafschaft, und das diese Nacht noch.

Um seine Beine und Füße wieder zu stärken, stellte er sich eine Zeit lang in die Drau; dann that die Familie eine ausgiebige Mahlzeit und trat mit wenigen Habseligkeiten begabt, die Wanderung an.

Er ging der Drau entgegen hinauf bis Villach, das schon ein Städtchen war mit einem Schlosse wo ein babenbergischer Burggraf hauste. In dieser Grafschaft war Blagodsa bekannt und hielt sich nicht sicher. Nachdem sie jenseits der Brücke im verfallenen Gemäuer außer der Stadt bis zum Tag

geruhet hatten, setzten sie ihre Wanderung fort, um verlassene Wohnplätze aufzusuchen, wovon der Abt gesprochen. Am Rande eines Waldes fanden sie endlich ein Haus von Holz; Moos wuchs auf dem faulen Dach, und junger Wald keimte auf den Flächen umher, ohne Zweifel waren das einst gepflogene Aecker, und sammt dem ganz leeren Haus schon lange verlassen. Blagodsa nahm Besitz davon.

Es war schon übers Jahr; da hatte er Bohnen und Linsen im Feld, und eine Kuh beim Haus, als zufällig der Abt nach Villach reitend, in diese Gegend kam, und Rauch aus dem verlassenen Hause aufsteigen sah. Er begab sich hin, und erkannte sogleich den unverkennbaren Blagodsa.

»Da dich Gott so wunderbar erhalten,« sprach er zu ihm, der sich seiner noch von Pradniza her errinnerte, so will ich für Dein und der Deinigen Fortkommen sorgen. Du bist nun auf diesem Hause mein Unterthan, und ich spreche dich frei von Dienst und Gaben auf fünf Jahr. Auch, da der Treffner Wald, an den du gränzest, zu dicht und übervoll von Wild ist, erlaube ich dir zu holzen und zu schießen für deines Hauses Nothdurft. Blagodsa hatte sich diese Erlaubniß zwar bereits genommen, doch war er nun von Furcht und Vorwurf frei, und fühlte sich mit den Seinigen glücklich, die dem scheidenden Abte Dank und Segenswünsche nachriefen.

Die rothe und die weiße Rose.

Englands Flur der Krieg verwüstet,
York erschien zum blut'gen Strauß,
Und zum Gegenkampf gerüstet,
Steht Lancasters edles Haus.

Jenes trägt die weiße Rose
Dieß die rothe auf dem Schild,
Wie das Schicksal mischt die Loose,
Blut und Tod — des Krieges Bild.

Heinrich, treu dem Yorkerstamme,
Saß auf seinem Schloß zu Twerd,
Wahrte treu des Hasses Flamme,
Der die beiden Rosen schied.

Aber auch der Liebe Feuer
Kannte wohl sein beß'res Herz,
Hanna hieß das Kind, so theuer,
Doch die zog es anderwärts! —

Richard, treu Lancasters Blute,
Der die rothe Rose trug,

Wars, für den mit frohem Muthe
Jeder Puls der Jungfrau schlug.

Richard fühlte gleiche Triebe,
Seine ganze Welt war sie,
Aber ach, der Lohn der Liebe,
Hoffen durft er ihn wohl nie.

Denn wie sehr auch werth und theuer
Heinrich sei der Tochter Glück,
Ewig schreckt das Ungeheuer,
Grimmen Hasses ihn zurück.

Und er spricht. Ich seh's mit Bangen,
Daß für Euch Ihr Herze schlägt,
Doch soll Keiner sie umfangen,
Der die rothe Rose trägt.

»Denn die Hand nach Englands Krone
Streckte frevelnd dein Geschlecht,
Und ich haß' in jedem Sohne
Den Verrath an unserm Recht.«

»Kannst die rothe Rose hassen?
Birgst sie doch im eignen Haus;
Traun! und müßtest du sie lassen,
Wärs mit seinen Freuden aus.«

»Hast sie selber ja gepfleget
Und gehegt mit Lieb und Lust,

Deine Gattin, frohbeweget
Trug sie einst an ihrer Brust.

Doch vergebens Wort und Mühen
Eisen greift nur Eisen an,
Und anstatt der Liebe Blühen
Zeigt der Haß den blut'gen Zahn.

Wen'ge Monde sind entschwunden
Und in der Kapelle weh'n,
Myrthenkränze, schön gewunden,
Brennend auch die Kerzen stehn.

Bald auch naht ein edler Freier
Reich in Sammt und Edelstein,
Führt die Maid zur Hochzeitfeier
Stolz auf seinen Sieg hinein.

Ach! als Gattin soll umschlingen
Sie der Mann der fremden Wahl,
Für der Yorker Kämpfe schwingen
Will er seinen Ritterstahl.

York'sche Rosen strahlen schimmernd
Nieder Bräut'gams Federhut, —
Hanna, ob in Golde flimmernd
Fühlt empören sich ihr Blut.

Weh! da schlägt aus nahem Zimmer
Richards Seufzer an ihr Ohr,

Bleicher strahlt der Kerzen Flimmer,
Bleicher stürzt er selbst hervor.

Hanna sieht's mit Angst und Beben
Nimmer mächtig des Gefühls,
»Recht so, sei auch Du mein Leben,
Zeuge dieses Possenspiels!« —

O, mein Richard! sieh, die Kerzen
Flackern schon mit mattem Schein,
Soll ich nicht an deinem Herzen,
Will ich dir zu Füßen sein.« —

Und sie liegt in seinen Armen,
Brust und Antlitz weiß wie Schnee,
Die vergebens will erwärmen,
Thränenthau vom tiefsten Weh! —

Richard aber ruft zum Alten:
»Strenger Mann! erbarme dich;
Eine weiße Rose halten
Siehst du in den Armen mich!«

»Als sie war noch Purpurrose,
Sollt' sie eines andern seyn;
Vater, sieh die Purpurlose,
Vater, nun ist sie wohl mein?«

O Himmel! war das ein Blik!

Ein Wunder aus der Alltagswelt.

Ich schritt heute gegen meine Gewohnheit rasch über die Hausflur an Meisters Lotten am Brunnen vorbei, durch das offene Thor hinaus ins duftende Feldgrün. Aber im grünen Felde draußen war schon ein Mann, den seine leuchtende Blechbüchse an der Seite und sein wiederholtes Bücken und Pflanzenpflücken sogleich als einen Kräuterphilosophen ankündigte. Das war heute der Mann, ganz nach meinem Sinn; war ich doch selbst auch so frisch grün aufgestanden, wie Blum' und Pflanze, mein Gemüth war weich und klar wie die Thautropfen umher, und der Philosoph konnte mir leicht noch überdieß bei meiner äußerst beschränkten botanischen Kenntniß nützlich werden. —

Niemanden ist im Freien leichter beizukommen, als einem solchen Philosophen und einem Käfer; beide sitzen auf die nächste beste Blume, die man ihnen vorhält. —

Darauf gingen wir mitsammen, pflückten mitsammen, und sprachen mitsammen, und unsere Einigkeit war groß und beispielhaft für Haus und Kammer; da mich meine Unwissenheit zum Schweigen zwang, und meine Naseweisheit nicht antrieb zum Sprechen. Allein, wie mir noch scheint, so hat er schöne Pflanzen gesammelt, und klug gesprochen, und ich wäre vielleicht denselben Tag noch ein Botaniker geworden, wenn nicht bald etwas anderes unsere volle Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch genommen hätte.

Der Feldweg lenkte einer kleinen Ortschaft zu. In einem Hause, als wir eben vorübergehen wollten, überrumpelten sich in schreckhafter Hast — auf der Flur zwei ehr- und sittsame Hausinwohner mit verwechselten Attributen, nämlich: ein Schneider mit dem Schusternknipp in der Faust, und ein Schuhmacher mit der Schneiderschere bewaffnet. Es sah recht unheimlich aus, und ich machte einen flinken Satz über den Weg, um, wo möglich, Blut und Wunden zu verhüten, aber — sie waren sich nicht arg gesinnt, sondern sprangen zugleich nach einer Stiege die ins Dachstockwerk führte, und das hurtigere Schneiderlein stieß die Worte heraus: »Je»sus, da oben hängt sie!« —

Dieser Angstruf war für mich und den Philosophen Motiv genug, uns dem Hause völlig zu nä-

hern und zu folgen, jedoch kaum auf der ersten Stiegenstufe angelangt, mußten wir schon dem seltsamsten Transporte ausweichen.

Der seltsame Transport aber war nichts mehr und nichts weniger, als — eine vom Hängestrick abgeschnittene Person, noch in den schönsten freudenreichen Mädchenjahren. Daß uns solches nicht wenig frappirte, brauch ich nicht erst zu sagen. Fragen, wären hier vollkommen am unrechten Orte gewesen, da Schuster und Schneiderlein vor der Hand mit nichts emsiger beschäftigt waren, als die Unglückliche wieder ins Leben zurückzurütteln, zurückzurufen und zurückzuheben.

Wir verschoben also billiger Weise einstweilen unsere Neugier und lösten lieber das bald ermüdete Nadelsubject im Frottiren ab, und zu unserer aller Freude ward nach Kurzem die allgemeine Mühe und Anstrengung mit dem freudigen Ergebnisse gekrönt, daß die Unselige unter unseren Händen ins Leben zurückkehrte.

Der grimmge Sensenmann hatte wirklich erst seine furchtbare Hippe im Schwunge gehoben, und bevor sie fiel, und ins Leben einschlagen konnte, war ihm glücklicherweise das Schneiderlein mit dem Schusterknipp zuvorgekommen.

Das Mädchen, wie gesagt, lebte wieder, gewann auch alsobald wieder Bewußtsein und war im Stande, sich aufzurichten.

Sie möchten nun natürlicher Weise wissen, was denn die Ursache ihres selbstmörderischen Unternehmens gewesen sei?

Und das kann ich Ihnen zum Glücke umständlich und getreulich, wie uns antiphonirend Schuster und Schneiderlein mitgetheilt haben, wieder erzählen.

Das verzweifelte Mädchen war die Geliebte eines vermöglichen Fleischerburschen aus der Stadt, der sie vorlängst durch seltene Künste der Verführung unglücklicher Weise zum Falle gebracht, und sie dann in seiner wüsten herzlosen Gemüthsart verlassen und vergessen hatte. Es gab den Abend zuvor im Orte gerade Lustbarkeit, und der wüste Bursche fand sich bei derselben ein, weil er, wie der Spekulant über die schöne Gegenwart auf die noch schönere Zukunft hinausblickt, hier auch oft über den Kopf seiner Geliebten weg, weit hübschere Mädchen sich ausersehen hatte, die er in Zukunft wirre reden und mürbe herzen wollte. Ob und wie sehr dem saubern Burschen aber sein sauberes Plänchen ausging — kann ich einer raisonnirenden Leserin leider nicht bestimmt sagen; aber ich glau-

be — gut, und der ganze Umstand ist zum Glück auch von keinem Belang in dem H.störchen.

Das verschmähte Mädchen erfährt die Anwesenheit ihres Ungetreuen, und unternimmt, ihn in seiner wilden Lust aufzusuchen und seines treulosen Wandels wegen zur Rede zu stellen. Es mochte wohl manches bittere Wort ihr und dem gekränkten Herzen entfahren sein, das dem tollen Burschen ungelegen kam, weil, wie der Schuster hier das Wort nehmend sagte — (indem das gefühlvolle Schneiderlein im Vorbewußtsein der kommenden Gräuelscene weich geworden war) weil derselbe erboßt, die Unglückliche mißhandelt, etwa wie ein Knabe, die im gerechten Zorne stechende Biene von den Fingern schnippt.

Wie aber kein Mensch eher sterben kann, bis ihn nicht der Todesengel aus der Zahl der Lebendigen ausgestrichen hat, was in diesem Mädchen zu wiederholten Mahlen sich bestättigte, so stand nach einigen wirbligen Augenblicken die so arg Tractirte wieder auf, stellte sich mit flatternden Gewändern und Haaren vor ihren Unhold, bohrte noch die fast gebrochene Schärfe ihres Auges in sein grausames Herz, und schluchzte die bedeutungsvollen Worte: »Nun weiß ich, was ich zu thun habe!« und wankte hinaus aus dem Hause der Verwirrung,

durch die todtenstille Nacht, heim in ihr Kämmerlein. —

Wenn ich psychologischen Kram zu Markt führen wollte, so wäre mir dieser Kreuzgang zur ausschweifenden Verbreitung wie geschaffen, so aber sag ich nur, was hier ein weit einfacherer Philosoph, — der Schneider, wieder vermuthete und berichtete:

Wahrscheinlich, meinte er, hatte sie die Nacht in Leibes- und Seelenschmerz durchgeweint, bis der kommende Tag sie in Thränen und verzweiflungsvoll überfuhr. Von der Schenke herüber scholl noch das bachantische Gejauchze der Wüstlinge; sie vermeinte, des arggesinnten Jakob's Stimme darunter zu vernehmen, da brach vollends ihr armes Herz entzwei, daß Trost und Hoffnung daraus entfielen, wie aus geborstenem Geschirre, die geborgenen Perlen fallen; und in ihre Trostlosigkeit eilte sie die Treppe rasch und ungesehen hinauf, und legte Hand an das Gut, das Gott in seiner Milde dem Menschen gibt, und allein wieder nehmen darf, an ihr Leben.

Daß, und wie das Mädchen gerettet wurde, meine werthen Herren, habe ich Ihnen erzählt.

Die Unglückliche war durch unsere Anstrengung eben zu dem freiem Gebrauch ihrer Sinne ge-

langt, als ein Diener des Gerichts hereintrat, und sie in die Gerichtsstube mitgehen hieß, um sie gegen Jakob, den man noch gestern arretirt hatte, und nun ungesäumt summarisch abhören wollte, zur gültigen Beweisführung gegenüber zu stellen. —

Das Mädchen weigerte sich nicht im Geringsten, und wir andern konnten es füglich auch nicht, da wir nun einmal so zufällig in die Geschichte hineingerathen waren. Hier kann ich nicht unterlassen, einen rascheren Leser auf die Gefahren, und folglich auf den schweren Stand eines Spaziergängers von Metier aufmerksam zu machen! —

In der Gerichtsstube war ein kurzer Prozeß, da die Beweise nicht nur laut sprechend, sondern schreiend waren: denn in den beiden Inquirirten hatte sich beim gegenseitigen Anblick eine solche Erbitterung aufgeregt, daß sie in überlauten Verwünschungen und Flüchen weit mehr wider einander aussagten, und vorbrachten, als nöthig gewesen. Ja, ihre in Haß verwandelte Liebe ging so weit, das es gut war, daß wir Beweismänner zugegen waren, um neue Thätigkeiten, die wahrscheinlich mit raschem Todtschlag geendet hätten, werkthätig zu verhüten.

Als solchergestalt die Grundfarbe auf der Gerichtsacte aufgetragen worden, so waren auch in-

zwischen schon die Anstalten getroffen, diese grundirte und conturirte Acte sammt den Personen des tragischen Gemäldes an die betreffende obere Instanz sorglich zu verabsenden. Da sich aber die zwei Hauptfiguren weit leichter als Wachs- oder Gypsmodelle gedrückt und gestoßen hätten, so war man einstimmig des Rathes, auf einem geräumigen Leiterwagen, die Eine vorne, die Andere hinten zu placiren, und inzwischen als Emballo die Gerichtsperson, den Schuster, und das menschenfreundliche Schneiderlen als Zeugen des ganzen Herganges zu postiren, da unsere weitere Gegenwart für überflüssig erachtet wurde. Indem auch die Robottpferde etwas matt aussahen, so gingen wir, der Botaniker und ich, in den seltsamsten Empfindungen, und so zerstreut eine kleine Strecke hinter dem Wagen her, daß selbst der Blechbüchsenschütze nachher nicht wußte, ob Löwenzahn oder Hänschen am Weg vorwuchert.

Der Wagen war jetzt gerade vor Liesens Haus, und sie begehrte, daß man sie auf ein Paar Augenblicke aussteigen und hineingehen lasse, um, wie sie vorgab, sich Nothwendiges herauszuholen.

Es wurde ihr natürlich unter der erforderlichen Vorsicht gestattet.

Und nicht lange, so kam sie auch wieder, ein kleines Packetchen unter dem Arme, heraus. —

Aber was war in den etlichen Minuten mit Liesen geschehen! — Ihr Körper hatte die vorige Spannung, ihr Gang die leidenschaftliche Hast, ihr Gesicht den milden Ausdruck, ihr Auge den dunkelleuchtenden Grimm verloren.

Als sie eben an Jakob, der auf der hintern Wagensprosse festsaß, vorübergehen sollte, konnte sie nicht anders — sie mußte den gesenkten Kopf gegen ihn erheben, und ihn anblicken. —

Himmel, war das ein Blick!

Wenn ich doch den Mann wüßte, oder — und vielleicht eher — die Frau, welchem oder welcher der Schutzpatron der Schriftsteller die Feder geschenkt hat, welche die geheimnißvolle, übernatürliche Gewalt der Blicke kurz und wahr zu beschreiben vermag, ich ginge hin zu ihnen, mit der Bitte, mir in dieses Histörchen Liesens auf den wilden Jakob gethanen Blick hinein zu spendiren! da ich aber die negative Gränze des Menschengeist-Vermögens zu kennen glaube, so werde ich statt jener unmöglichen Bezeichnung zwei Zeilen überaus möglicher Gedankenstriche hinlegen, die der Starkgeist und geschäftige Politiker nach Belieben überschreiten, eine schöne gemüthliche Leserin aber nach ihres Herzens Sinn aufheben, oder noch weiter fortziehen mag; und dieses Histörchen als etwas ganz Ordinäres abdrucken lassen. Also:

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

»Himmel, das war ein Blick! —«

Und als der wunderbare Blick gethan war, in welchem Liese die ganze unermeßliche Größe seines Unrechtes, und ihre eigene, über alles siegende Liebe, die sogar in den Tod zu gehen nicht gescheut hatte, ausdrückte, hinglühte mit dem sonnigen Nebelstrahl aller seligen Erinnerungen, umnachtet von dem Dämmerlichte der getäuschten und doch noch ringenden Hoffnung — als dieser wunderbare Blick gethan, und in seinem ganzen Umfang, in seiner ganzen Gewalt in Jacobs Herzen empfunden war, welche neue überraschende, rührende Scene!

Weg waren, wie von Gottes Wink weggeblitzt, die Dämone aus ihrem Herzen. Ein jäher unhemmbarer Thränenstrom brach in demselben Augenblicke aus den Augen — häufige Thränen der innigsten Reue, und des höchsten lustähnlichen Seelenschmerzes. Hastig, und aller Furcht entäußert, griff sich Liese zu ihm, zu ihrem ehedem, und wieder geliebten Jacob empor; krampfhaft, und unter herzzerschneidendem Gestöhne streckte Jacob, daß alle Bande zerreißen mußten, seine Arme nach Liesen, der ehedem, und wieder Geliebten, ein rascher Sprung, den seine übermächtigen Arme unterstützten — und sie waren beisammen, und lagen sich

Brust an Brust im zusammenquillenden Thränenbad ihrer verlischenden Augen, und wehe der frevelnden Gewalt, Fluch und Schande dem Teufel, der es versucht hätte, diese wunderbaren Liebesbande zu sprengen! —

Eine Lerche stieg jubelnd auf, eine Schwalbe sang vorüber, am Apfelbaum trillte ein Fink herunter. Der Schuster strich kniewärts, als wenn er Hanfdrath machte; das Schneiderlein tippte an der zuckenden Unterlippe, als müßt er Fäden zupfen; die Gerichtsperson aber verhielt sich Ohren und Augen, und dem Blumisten und mir standen sie im Wasser.

Kommt her ihr vertrockneten Seelen alle, ihr bettelhaften Verstandesmenschen, und erbärmlichen Klugheitsprediger! Komm her, du gesammte Herz-nespest, und schaue den Knaul, um den die seligen Engel in hellem Jubel flattern; und wenn Euch die Augen nicht übergehen, und wenn ihr eure Knie nicht beugt vor dem wunderbaren Menschenherzen, in welchem das allein Himmlische des armen Menschenkindes — die Liebe — wohnt, so soll Euch! — doch nein, so soll Euch nichts, als mein herzliches Mitleid treffen! Ihr seid ja ohnehin arm und unglücklich genug, und — ich bin es selbst auch; aber nicht wegen Liebloſigkeit, sondern

— still! hier ist ja nicht von mir die Rede, und ist die Sache kein elegisches Gedicht; es ist die Historie von Jacob und Liesen, und ich muß also erzählen, was weiter geschah.

»Ja seht, wir verstehen das alles nicht recht, weil unser Herz kein Strafcodex, und unser Verstand etwas schwach ist, (ich meine in solchen Fällen): Wir hätten wohl gar die beiden glückseligen Delinquenten statt mit Stricken und Ketten mit Rosenbändern umwunden, sie im Triumphe heimgeführt, nach drei Wochen auf ihrer Hochzeit getanzt, und würden am Ende, wenns einmal so gekommen wäre, mit tausend Freuden Gevatter gestanden sein: aber das wäre alles, und weit gefehlt gewesen. Sie mußten ja laut ämtlichen Ausspruch dem Strafgerichte überantwortet worden, und so war man ihrer milden Herabstimmung und herzlichen Eintracht nur in so weit froh, daß man sie mit weniger Arbeit und Gefahr transportiren konnte.

Die Gerichtsperson öffnete ihre Sinne, und kommandirte: Vorwärts! die beiden Meister gewannen dadurch ihren meisterlichen Anstand (Zaunstöckische Steifheit) wieder; Schwalbe und Lerche hatten sich ins Weite verflogen; der gutmüthige Fink hörte mitten im Liede auf, dafür krächzten zwei schadenfrohe Elstern durch die Luft.

Der Wagen rollte fort.

Ich aber konnte meinen Philosophen heute nicht länger begleiten, weil mir mein altes Herz aufrührisch geworden war, das ich, allein in düstern Auen herumschlendernd, zu beschwichtigen suchen mußte. —

Meinen Entschluß, mich später einmahl um den Ausgang der Geschichte zu erkundigen, hatte ich aus sonderbarer Scheu nicht ausgeführt, und weiß daher, vielleicht zu Manches Verdruß, gewiß aber zu meinem Glücke, kein Weiteres vom Jacob und Liesen.

Die Sage von den Nibelungen.

Das deutsche Volk hat so wie seine Sitte, seine eigenthümliche Sage, in der sich sein ganzes Wirken und Treiben, sein innerstes Leben, wie seine äußere Weise getreu abspiegelt. Die Sage nun, wie sie aus dem Volk entspringt, wirkt auch darauf zurück. Pinsel und Lied soll sie verbreiten, dann übt sie ihre Gewalt. Das deutsche Volk aber in der Mehrzahl kennt eben seinen reichen Sagenschatz nicht. — Jahrhunderte sind darüber weggeronnen; die Lieder waren lange Zeit vergessen. — Gelehrte haben sie zwar jetzt wieder gefunden, aber auch die Masse muß sie kennen.

1.

In einer Höhle, unheimlich und voll zauberhafter Grauengestalten, seit unerdenklichen Zeiten aufgehäuft, von Schattenbildern verstorbener Könige und Fürstenfrauen bewacht, lag der Hort (Schatz) der Nibelungen, eines burgundischen Heldenstammes. An der Schwelle aber saß der Zwerg

Alberich, des Hortes Hüter in seiner Nebelkappe, die nach des Eigners Willen ihn unsichtbar machen konnte. Die Lampe, von der basaltnen Decke herabhängend, brannte düster, dumpfer scholl das Rauschen des Stroms über der Höhe hinweg. Draußen aber vorm Thore begannts zu pochen; denn da stand der Königssohn, Siegfried, genannt der Hörnerne, (weil er in eines getödteten Drachen Blut den Leib gebadet und ihn gegen jeden Schwerteshieb sicher gestellt hatte) — und wollte Einlaß.

»Bleib draußen!« rief der Zwerg

»Ich nicht!« versetzte der Ritter.

»Was willst du drinnen?«

»Den Hort! — und magst du mich nicht im Guten einlassen, so spreng ich Riegel und Schloß.«—

Da ging das eherne Thor knarrend aus seinen Angeln, und der Zwerg stand vor Siegfried, gerüstet mit der Axt; sein struppiger Bart straffte sich empor und das Auge glühte.

»Was dein Begehr?« so rief er nochmals.

»Den Hort!« erwiederte Siegfried, »und gält es Kampf und Blut!«

»Kämpfe nicht,« warnte der Zwerg, »sonst gilt es dein Leben, und zudem, an diesen Hort knüpft sich mit jedem Stück goldnen Geschmeides ein

Fluch des Ersten, der ihn getragen. Ich seh da Dinge im Geist, die kommen werden; — kämpfe nicht um den Hort.« —

Siegfried aber faßte sein Schwert und statt der Antwort drang er mit gewaltigen Hieben auf Alberich los. Der hingegen schwang die Axt, bis Streich auf Streich, nicht anders wie Schlossen fiel, Schlag auf Schlag, dumpf im Gewölbe nachrollend; jetzt hier, jetzt dort, gleicher Muth, gleiche Kraft, bis der Zwerg an die halb offenen eisernen Schatztruhen gedrängt, die Kehle von Siegfrieds Faust erfaßt, — um Gnade bat; Siegfried aber ließ ihn schwören, fortan sein getreuer Dienstknecht zu sein; — die Nebelkappe ries er ihm vom Haupte, und nahm sie mit sich; der Hort war sein.

2.

Zu Worms am Rhein saßen auf dem Thron drei Gebrüder, Günther, Gerot und der Knabe Giselher, mächtig an Land und Leuten, und — was ihr reichster Schatz war, in ihren Frauengemächern bei Kunkel und Rocken, saß ihre liebliche Schwester Chrimhild, geschmückt mit allen Reitzen weiblicher Schönheit; — die Jungfrauen standen um sie her und spannen Gold und Seide zu köstlichen Gewändern. —

Da war es eines Tages, als die Brüder auf dem Erker zu Worms standen, und ihr Vetter Hagen von Troneck mit seinem Freunde, dem Sänger Volker, an ihrer Seite — als von ferne her, in blauen Rüstungen der Königssohn Siegfried mit seinen Genossen heransprengte; denn der Ruf von Chrimhilden war in alle Weiten ergangen, und hatte auch aus Burgunden den hörnernen Siegfried herangelockt, um die fürstliche Jungfrau zu werben. Aber auch König Günther hatte wohl manche Mähre vernommen von des Siegfrieds Kraft, den kein Schwert verwundete, und so war er hoch erfreut, den Helden in seiner Macht zu besitzen, denn er gedachte ihn zu benützen für eigene Zwecke.

Auf einem wunderbaren Schloß, wie auf einer Zauberinsel, mit glänzenden Zinnen erbaut, hielt die Königin Brunhild Hof, ein Mannweib, gleich besungen wegen ihrer Schönheit und Stärke. Wer um sie warb, mußte Kampf mit ihr besteh'n auf Leben und Tod, nur dem Gewaltigen gehörte das gewaltige Weib. — Davon erging der Ruf.

König Günther aber, welcher gewandter in List als offener That, in den Waffen der Schönheit stärker als mit dem Schwert, dankbar im Augenblick, für die Folge aber gern des Dankes vergessen war, entglühte in heißer Liebe für Brunhild. Auch mocht er wohl gern nach ihrem blinkenden Schatz die Blicke

wenden, und der Königin glänzenden Hofhalt im Sinne tragen. Aber wie gewann er gegen sie den Preis? Dieß fiel ihm bei, wie er den Königsohn Siegfried, als Freier um seine Schwester Chrimhilde empfing; und freudig versprach er ihm den Lohn der Minne, wenn er ihm mit Arm und Kraft zu der Brunhild Besitz behälfe. Siegfried gab sein Wort.

3.

Der Kampf war geendet, der Preis errungen, Brunhild durch Siegfrieds Kraft und Kunst, der in der Nebelkappe jedem Auge unsichtbar das stolze Weib besiegen half, war König Günthers Braut; im festlichen Glanz auf dem lustigen Schiff fuhr das Paar nach Worms zur Hochzeit hinab.

In prächtigen Zelten am Strande, vor unermeßlichem Volk, vor Rittern und Jungfrauen ohne Zahl, empfing dort Chrimhilde die neue Königsbraut, wie aber stand sie hold erglühend in mädchenhafter Scham da, als ihr der Bruder, König Günther, erklärte: er habe ihre Hand, in heiliger Ehe einem Ritter verlobt, und ihr den Sigfried vor das Auge führte.

Kampf und fröhliches Turnieren verherrlichte den Doppelfreudentag. Aber als sich der Tag gesenkt, und beide Paare in der Brautkammer waren:

da erhob sich freundlich zürnend Brunhilde gegen den Gatten, und als er den goldnen Gürtel, den sie trug, ihr zu lösen begann, ergriff ihn das gewaltige Weib und rang mit ihm, bis er fern von ihr den Morgen erwartete. — Aber es schaffte Siegfried, in der Nebelkappe auch hier Rath und Hülfe, und entrieß ihr den Gürtel, nach dessen Verlust Brunhilde kaum mehr Leibesgewalt hatte, als ein anderes sterbliches Weib. Den Gürtel aber trug er ungekannt und unsichtbar in der Nebelkappe, so wie ein goldnes Ringlein, das er Brunhilden vom Finger gestreift, als Siegeszeichen mit sich hinweg zu seiner Frau.

4

Es war ein großes Gelage, als Siegfried und Chrimhilde, von König Günther dazu geladen, in hohem Glanz und Pracht, mit dem reichem Geschmeide des Nibelungenhortes zu Brunhilde kamen. Auf einem weiten blumenreichen Gefilde gingen die Frauen zwischen den glanzreichen Reihen der Ritter und Helden, Brunhilde aber in Eifersucht auf der Schwägerin größere Schönheit und Herrlichkeit, von welcher der Ruf in alle Länder erging; — da begann sie ihres Gemahles, König Günthers Hoheit und Hof, seine Kraft, seines Hofes Pracht mit steigendem Triumphe zu rühmen. Chrimhilde aber war nicht weniger stolz auf Siegfrieds Besitz; und als wie

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

»Himmel, das war ein Blick! —«

Und als der wunderbare Blick gethan war, in welchem Liese die ganze unermeßliche Größe seines Unrechtes, und ihre eigene, über alles siegende Liebe, die sogar in den Tod zu gehen nicht gescheut hatte, ausdrückte, hinglühte mit dem sonnigen Nebelstrahl aller seligen Erinnerungen, umnachtet von dem Dämmerlichte der getäuschten und doch noch ringenden Hoffnung — als dieser wunderbare Blick gethan, und in seinem ganzen Umfang, in seiner ganzen Gewalt in Jacobs Herzen empfunden war, welche neue überraschende, rührende Scene!

Weg waren, wie von Gottes Wink weggeblitzt, die Dämone aus ihrem Herzen. Ein jäher unhemmbarer Thränenstrom brach in demselben Augenblicke aus den Augen — häufige Thränen der innigsten Reue, und des höchsten lustähnlichen Seelenschmerzes. Hastig, und aller Furcht entäußert, griff sich Liese zu ihm, zu ihrem ehedem, und wieder geliebten Jacob empor; krampfhaft, und unter herzzerschneidendem Gestöhne streckte Jacob, daß alle Bande zerreißen mußten, seine Arme nach Liesen, der ehedem, und wieder Geliebten, ein rascher Sprung, den seine übermächtigen Arme unterstützten — und sie waren beisammen, und lagen sich

Brust an Brust im zusammenquillenden Thränenbad ihrer verlischenden Augen, und wehe der frevelnden Gewalt, Fluch und Schande dem Teufel, der es versucht hätte, diese wunderbaren Liebesbande zu sprengen! —

Eine Lerche stieg jubelnd auf, eine Schwalbe sang vorüber, am Apfelbaum trillte ein Fink herunter. Der Schuster strich kniewärts, als wenn er Hanfdrath machte; das Schneiderlein tippte an der zuckenden Unterlippe, als müßt er Fäden zupfen; die Gerichtsperson aber verhielt sich Ohren und Augen, und dem Blumisten und mir standen sie im Wasser.

Kommt her ihr vertrockneten Seelen alle, ihr bettelhaften Verstandesmenschen, und erbärmlichen Klugheitsprediger! Komm her, du gesammte Herzenspest, und schaue den Knaul, um den die seligen Engel in hellem Jubel flattern; und wenn Euch die Augen nicht übergehen, und wenn ihr eure Knie nicht beugt vor dem wunderbaren Menschenherzen, in welchem das allein Himmlische des armen Menschenkindes — die Liebe — wohnt, so soll Euch! — doch nein, so soll Euch nichts, als mein herzliches Mitleid treffen! Ihr seid ja ohnehin arm und unglücklich genug, und — ich bin es selbst auch; aber nicht wegen Liebloſigkeit, sondern

— still! hier ist ja nicht von mir die Rede, und ist die Sache kein elegisches Gedicht; es ist die Historie von Jacob und Liesen, und ich muß also erzählen, was weiter geschah.

»Ja seht, wir verstehen das alles nicht recht, weil unser Herz kein Strafcodex, und unser Verstand etwas schwach ist, (ich meine in solchen Fällen). Wir hätten wohl gar die beiden glückseligen Delinquenten statt mit Stricken und Ketten mit Rosenbändern umwunden, sie im Triumphe heimgeführt, nach drei Wochen auf ihrer Hochzeit getanzt, und würden am Ende, wenns einmal so gekommen wäre, mit tausend Freuden Gevatter gestanden sein: aber das wäre alles, und weit gefehlt gewesen. Sie mußten ja laut ämtlichen Ausspruch dem Strafgerichte überantwortet worden, und so war man ihrer milden Herabstimmung und herzlichen Eintracht nur in so weit froh, daß man sie mit weniger Arbeit und Gefahr transportiren konnte.

Die Gerichtsperson öffnete ihre Sinne, und kommandirte: Vorwärts! die beiden Meister gewannen dadurch ihren meisterlichen Anstand (Zaunstöckische Steifheit) wieder; Schwalbe und Lerche hatten sich ins Weite verflogen; der gutmüthige Fink hörte mitten im Liede auf, dafür krächzten zwei schadenfrohe Elstern durch die Luft.

Der Wagen rollte fort.

Ich aber konnte meinen Philosophen heute nicht länger begleiten, weil mir mein altes Herz aufrührisch geworden war, das ich, allein in düstern Auen herumschlendernd, zu beschwichtigen suchen mußte. —

Meinen Entschluß, mich später einmahl um den Ausgang der Geschichte zu erkundigen, hatte ich aus sonderbarer Scheu nicht ausgeführt, und weiß daher, vielleicht zu Manches Verdruß, gewiß aber zu meinem Glücke, kein Weiteres vom Jacob und Liesen.

Fluch des Ersten, der ihn getragen. Ich seh da Dinge im Geist, die kommen werden; — kämpfe nicht um den Hort.« —

Siegfried aber faßte sein Schwert und statt der Antwort drang er mit gewaltigen Hieben auf Alberich los. Der hingegen schwang die Axt, bis Streich auf Streich, nicht anders wie Schlossen fiel, Schlag auf Schlag, dumpf im Gewölbe nachrollend; jetzt hier, jetzt dort, gleicher Muth, gleiche Kraft, bis der Zwerg an die halb offenen eisernen Schatztruhen gedrängt, die Kehle von Siegfrieds Faust erfaßt, — um Gnade bat; Siegfried aber ließ ihn schwören, fortan sein getreuer Dienstknecht zu sein; — die Nebelkappe rieß er ihm vom Haupte, und nahm sie mit sich; der Hort war sein.

2.

Zu Worms am Rhein saßen auf dem Thron drei Gebrüder, Günther, Gerot und der Knabe Giselher, mächtig an Land und Leuten, und — was ihr reichster Schatz war, in ihren Frauengemächern bei Kunkel und Rocken, saß ihre liebliche Schwester Chrimhild, geschmückt mit allen Reitzen weiblicher Schönheit; — die Jungfrauen standen um sie her und spannen Gold und Seide zu köstlichen Gewändern. —

Da war es eines Tages, als die Brüder auf dem Erker zu Worms standen, und ihr Vetter Hagen von Troneck mit seinem Freunde, dem Sänger Volker, an ihrer Seite — als von ferne her, in blauen Rüstungen der Königssohn Siegfried mit seinen Genossen heransprengte; denn der Ruf von Chrimhilden war in alle Weiten ergangen, und hatte auch aus Burgunden den hörnernen Siegfried herangelockt, um die fürstliche Jungfrau zu werben. Aber auch König Günther hatte wohl manche Mähre vernommen von des Siegfrieds Kraft, den kein Schwert verwundete, und so war er hoch erfreut, den Helden in seiner Macht zu besitzen, denn er gedachte ihn zu benützen für eigene Zwecke.

Auf einem wunderbaren Schloß, wie auf einer Zauberinsel, mit glänzenden Zinnen erbaut, hielt die Königin Brunhild Hof, ein Mannweib, gleich besungen wegen ihrer Schönheit und Stärke. Wer um sie warb, mußte Kampf mit ihr besteh'n auf Leben und Tod, nur dem Gewaltigen gehörte das gewaltige Weib. — Davon erging der Ruf.

König Günther aber, welcher gewandter in List als offener That, in den Waffen der Schönheit stärker als mit dem Schwert, dankbar im Augenblick, für die Folge aber gern des Dankes vergessen war, entglühte in heißer Liebe für Brunhild. Auch mocht er wohl gern nach ihrem blinkenden Schatz die Blicke

wenden, und der Königin glänzenden Hofhalt im Sinne tragen. Aber wie gewann er gegen sie den Preis? Dieß fiel ihm bei, wie er den Königsohn Siegfried, als Freier um seine Schwester Chrimhilde empfing; und freudig versprach er ihm den Lohn der Minne, wenn er ihm mit Arm und Kraft zu der Brunhild Besitz behälfe. Siegfried gab sein Wort.

3.

Der Kampf war geendet, der Preis errungen, Brunhild durch Siegfrieds Kraft und Kunst, der in der Nebelkappe jedem Auge unsichtbar das stolze Weib besiegen half, war König Günthers Braut; im festlichen Glanz auf dem lustigen Schiff fuhr das Paar nach Worms zur Hochzeit hinab.

In prächtigen Zelten am Strande, vor unermeßlichem Volk, vor Rittern und Jungfrauen ohne Zahl, empfing dort Chrimhilde die neue Königsbraut, wie aber stand sie hold erglühend in mädchenhafter Scham da, als ihr der Bruder, König Günther, erklärte: er habe ihre Hand, in heiliger Ehe einem Ritter verlobt, und ihr den Sigfried vor das Auge führte.

Kampf und fröhliches Turnieren verherrlichte den Doppelfreudentag. Aber als sich der Tag gesenkt, und beide Paare in der Brautkammer waren:

da erhob sich freundlich zürnend Brunhilde gegen den Gatten, und als er den goldnen Gürtel, den sie trug, ihr zu lösen begann, ergriff ihn das gewaltige Weib und rang mit ihm, bis er fern von ihr den Morgen erwartete. — Aber es schaffte Sigfried, in der Nebelkappe auch hier Rath und Hülfe, und entrieß ihr den Gürtel, nach dessen Verlust Brunhilde kaum mehr Leibesgewalt hatte, als ein anderes sterbliches Weib. Den Gürtel aber trug er ungekannt und unsichtbar in der Nebelkappe, so wie ein goldnes Ringlein, das er Brunhilden vom Finger gestreift, als Siegeszeichen mit sich hinweg zu seiner Frau.

4

Es war ein großes Gelage, als Siegfried und Chrimhilde, von König Günther dazu geladen, in hohem Glanz und Pracht, mit dem reichem Geschmeide des Nibelungenhortes zu Brunhilde kamen. Auf einem weiten blumenreichen Gefilde gingen die Frauen zwischen den glanzreichen Reihen der Ritter und Helden, Brunhilde aber in Eifersucht auf der Schwägerin größere Schönheit und Herrlichkeit, von welcher der Ruf in alle Länder erging; — da begann sie ihres Gemahles, König Günthers Hoheit und Hof, seine Kraft, seines Hofes Pracht mit steigendem Triumphe zu rühmen. Chrimhilde aber war nicht weniger stolz auf Siegfrieds Besitz; und als wie

ter hierauf in der Rede Eifer keine nachstand, noch den Gemahl geringer geachtet wissen wollte, als sich der Streit auf die Frauen selber wandte, da entglühte Chrimhilde im wilden Zorne, und, die Brunhild ein Doppelweib scheltend, sprach sie vom Gürtel und Ringlein, (denn Siegfried hatte ihr das Geheimniß vertraut); so daß diese vor Zorn und Scham, abwechselnd bleich und roth, im Herzen unnennbaren Groll und Rache nährte. Die Gelegenheit dazu ergab sich auch bald; denn Hagen und Trank, Günthers Schwager, und also auch Brunhildens Dienstmann, kam zu der weinenden Königin, und fragte um den Grund ihres Leidens. Als er ihn aber erfahren, gelobt er ihr's gleich zur Hand, es an Siegfried früh oder spät zu rächen. König Günther aber sprach zu Hagens Vorsatz nicht nein.

5.

Siegfried rüstete nun den Kampf für König Günthers Sache. Alles nahm Abschied und Urlaub von der Heimath, auch Hagen zu Chrimhilden gehend, gelobte ihr: den Gatten zu schützen auf Leben und Tod. »Ich wär ohne Sorge,« dankte ihm diese, »daß ihm wer im Kampfe Leib und Leben nähme, wüßte ich nur, daß er seinem Uebermuth nicht folgt.«

»Wie mögt Ihr da sorgen, edle Frau,« entgegnete ihr Hagen, »geht doch der Ruf, daß er in

eines getödteten Drachen Blut seinen Leib unverwundbar gebadet, so daß ihn nicht Schwert noch Lanze verſehrt; doch so Ihr beſorget, ſo ſagt mir, wie ich ihn zu beſchützen mag.« —

»Meine Sorge,« verſetzte Chrimhilde, »iſt deßhalb wach; mein Mann iſt zwar tapfer und unverwundbar vom Blut des Drachen; als er aber dieſen erſchlug, da fiel ihm ein breites Lindenblatt auf die Achſel, da kann man ihn verwunden, das ſchafft mir Sorg und Leid.« —

»Nun, wenn dem ſo iſt,« erwiederte Hagen, »ſo macht mir ein kleines Zeichen auf ſeinem Gewand, daß ich im Kampf die Stelle gewahren und ihn ſchützen kann.«

Chrimhilde verſprach ein ſeidenes Kreutzchen auf ſein Gewand zu nähen, da möchte er den lieben Gatten beſchützen, wenn er in dem Kampf ins Gedränge ginge.

»Das thu ich,« ſprach Hagen und ſchied.

Aber es war anders gemeint, es galt Siegfrieds Leben, den Beſitz des Nibelungenhorts, und Brunhildens Rache.

Auf einer Jagd fand dieſe ihr Ziel. Siegfried ritt mit ſeinen Mannen, Hagen ihm ſtets zur Seite; und als er das Zeichen auf dem Gewande be-

merkt, schlich er wieder sacht hinweg, um bessere Gelegenheit zu erspähen.

Das Birschen ging an. Siegfried mit einem Bracken strich allein durch den Wald. Durch das Laub schallte das Geklaff der Hunde und des Wildes Geheul, dann wieder der Jäger fröhliches Jauchzen und des Jagdgeschosses Geklirre.

Siegfried müde und dürstend, kam hierauf zu König Günthers Gefolge, aber kein fröhliches Mahl dampfte ihm entgegen, kein labender Trunk Wein winkte.

»Im Spessartwalde sei alles bereitet, dort alles hingeschafft,« meinte Hagen, — »doch, wer dürste, der finde nahe Labe genug, denn er wüßte einen herrlichen Brunnen.« Siegfried bat ihn den Quell zu zeigen; Hagen aber in Arglist sprach unter der Linde, deren Schaten beide umfing:

»Sagt doch Jedermann, Chrimhildens Gemahl könne niemand im Laufe folgen, wenn er will; Hei! sähen wir das einmal!«

»Nun!« versetzte der Drachentödter, — »das mögt Ihr erproben, wollt Ihr zur Wette hin nach dem Brunnen rennen; und zum Ueberfluß beginn ich's gerüstet, Ihr im leichten Kleid!« —

»Laßt uns versuchen,« — erwiederte Hagen.

Siegfried gewann die Wette — und, wie er nun am Brunnen stand, und sich bückte, das klare Wasser zu schöpfen, da schlich sich behende Hagen heran, faßte den Speer und das Schwert, die Siegfried indeß bei Seite gelehnt hatte, und durchstieß den Helden an der verwundbaren Stelle.

6.

Jahre waren verronen. Siegfrieds Chrimhilde hatte der gewaltige Hunnenkönig Etzel wieder gefreit, und auf einen neuen Thron erhoben, von dessen Glanz und Festlichkeiten, Ruhm und Gewalt weithin die Rede ging. Aber mitten in dem fröhlichen Getümmel ruhte in Chrimhildens Brust die Rache nicht. Sie gedachte Siegfrieds und des Nibelungenhortes, den Hagen nach dessen Tode erworben, und gab die Hoffnung der Vergeltung nicht auf. — Diese kam. — Von Chrimhilden schmeichelnd zu einem herrlichen Gelage von Worms hin geladen, kamen die drei Königsbrüder mit Hagen und dessen Freund Volker in das Land und die Burg des Hunnenfürsten. Auf Chrimhildens Ruf erhoben sich ihre Dienstmannen gegen die Mörder ihres geliebten Gemahls und dessen Mitwisser; im schrecklichen Blutbad fielen alle, aber mit ihnen auch sie selbst; und Volker der Sänger, wachte rührend über der Leiche des geliebten Freundes.

Das Wiedersehen.

Zur Zeit, da die Ungarn das schöne Kärnten, noch häufig mit ihren blutigen Streifzügen heimsuchten, lebte dort ein Graf, reich und mächtig und gefürchtet, in glücklicher Ehe mit Hildegarden, seiner Hausfrau. Da geschah es einst, daß das Wehklagen des Landvolkes ihn neuerdings zum Schutze des Landes herausrief. Er war auch so glücklich die Feinde zu schlagen, erkaufte aber den Sieg gar theuer. Denn als der Graf ermattet von dem langen Ritt heimkehrte und in dem Marstall abstieg, hörte er im Kuhstall weinen. »Wer heult da drinnen?« schrie der Graf und trat hinein. Lupa war's, die gerade melkte, ein sauberes Weibsbild, sonst aber nicht viel werth. »Soll ich nicht heulen,« seufzte sie, »wenn die Frau mich schlagen läßt, weil ich mit dem Simon ein wenig geredet, und sie ist selbst weit schuldiger als ich.«

»Warum?« donnerte ihr des Grafen Stimme entgegen.

»Gestern Abends ist der Hardecker Herr gekommen, und ich glaube, er ist noch nicht fort.« —

»Wehe dir wenn du lügst,« sagte der Graf. —

»Wenn's nicht wahr ist, will ich sammt der Kuh, die ich da melke, zu Stein werden,« erwiederte Lupa. Höchst erwünscht war ihr nun die Gelegenheit, ihren drückenden Groll gegen die Frau auszuschütten, und ihr so ein böses Spiel zu bereiten. Sie machte daher, da sie den Grafen im Zorn sah, den boshaften Zusatz, um noch mehr des Grafen Zorn zu entflammen. Gar wohl wußte die freche Magd, daß Herr Seifried von Hardeck, ein schöner schlanker Herr, als er wirklich vorigen Abend in den Burghof gekommen, gleich wieder davon ritt, da es hieß, der Graf wäre nicht daheim. Wüthend lief nun der Graf die Stiege hinauf, ging aber leise, als er sich dem Zimmer der Gräfin näherte, um sie zu überfallen. Er hörte reden darin, er wollte hineinstürzen, allein die Thüre war verschlossen. »Aufgemacht,« schrie er voll Wuth, doch von seiner Ungeduld dahin gerissen, konnte es seine böse Ahnung nicht erwarten, und er stieß die Thüre ein. Wie glaubte er sich nun fest überzeugt, als gerade in dem Augenblick die Kammerthür zugeschlagen wurde, als er ins Zimmer trat. Wie konnte er nun

an ihrer Schuld mehr zweifeln? Bleich vor Wuth, sich nicht mehr erkennend, ergriff er mit unwiderstehlicher Kraft des Ingrimms die Gräfinn und warf sie zum Fenster hinaus. Nur »Jesus, Maria hilf!« konnte sie noch schreien. Auf den Schrei sprang Gutta, die vertraute Magd aus der Kammer. Der Graf stürzte nun in die Kammer, zertrümmerte den einen Schrank, nichts war darin als Kleider und Wäsche, kein Winkel weiter, wo sich hätte nur ein Kind verbergen können; sie hatte auch sonst keinen Ausgang. Die Magd indessen im Zimmer, der es in den Sinn kam, was vorgegangen sein mochte, trat zum Fenster, und schrie plötzlich: »Gott sei gelobt! Gott sei tausendmal gelobt und gedankt!«

»Was schreist du denn,« rief der Graf, und kam aus der Kammer. »Eben haben Engeln mit goldenen Flügeln Frau Hildegarde über die Drau nach Stein hinübergetragen,« sagte sie. Ungläubig schüttelte der Graf den Kopf, sah gegen Stein, sah aber nichts mehr; erblickte hierauf zagend gerade hinab wo der Leichnam der Frau liegen sollte, sah aber auch nichts, als Blumen am Fuße des Felses, die er vorher nie gesehen, auch kein anderer Mensch. »Warum war aber denn die unglückliche Thür verschlossen?« fragte er ganz kleinlaut. »Weil die Frau eben mein wundes Bein verbunden,« war

Guttas Antwort. Wie niederdrückend diese Worte auf des Grafen Seele wirkten, kann man sich leicht vorstellen, schwer fiel ihm dies aufs Herz; noch aber wich die böse Ahnung nicht aus seinem Innern, denn noch wollte er gerne an Hildegardens Unschuld zweifeln können. Er befahl, den Thorwart und die Magd Lupa sogleich herauf zu rufen. »Was für Fremde sind in den drei letzten Tagen auf der Burg gewesen und wie lang sind sie geblieben?« — fragte er den eben eintretenden Thorwart. »Am Mittwoch Niemand, gestrenger Herr, vorgestern kam Album, Eure Jungfer, von Gurnitz herab und blieb über Mittag; gestern wieder Niemand; ja doch gegen Abend ritt der Hardecker auf den Burghof, stieg aber nicht vom Roß, sondern ritt gleich wieder davon, da er Eure Abwesenheit vernahm. Er läßt Euch grüßen, und er werde heut oder Morgen auf Hechtenberg bleiben, und es würde ihn freuen, wenn Ihr auch hinüber kommen wolltet.« Während der Thorwart so sprach, kam Gutta todtenbleich wieder herauf gelaufen. »Gott steh uns bei, was geht im Hause vor!« schrie sie, »Wie ich nach Eurem Befehl in den Stall ging, sitzt die Lupa beim Melken, ich rufe sie, sie rührt sich nicht, ich rufe noch einmahl, umsonst; ich geh hin und will sie rütteln, Gott sei bei uns, da ist die Lupa, wie sie leibt und lebt, ganz von Stein, und die Kuh auch darneben. Geht nun selbst sehen,

gestrenger Herr.« — Vernichtet stand der Graf; zitternd und auf die Magd gestützt schlich er nun die Stufen hinab, und fand es, wie Gutta gesagt hatte. Es wankte, sein Körper wurde ihm zu schwer, Zittern überfällt seinen Körper, er mußte sich auf der schlechten Bank vor dem Stall niedersetzen. Den Lindunar, der gerade über den Hof ging, rief er zu sich, und befahl ihm, schnell über die Donau nach Stein zu rudern, und Frau Hildegarden, wenn sie dort wäre, zu sagen: Tiefe Reue ergreife sein Innerstes, er bitte sein großes Unrecht vom Herzen ihr ab, sie möchte sich seiner erbarmen, zu ihm zurückkehren, seine liebe Hausfrau, die Zierde der Burg bleiben. Lindunar befolgte den Auftrag. Wirklich fand er die Gräfin. Sie ließ ihm aber antworten: »Der Willen des Himmels habe sie nach Stein versetzt, und dort müsse sie nun bleiben. Sie wolle ihm mit ganzem Herzen vergeben, er möchte sich aber auch mit Gott versöhnen, und wenn er ihr etwas liebes erweisen wolle, so möge er ihr die treue Magd Gutta schicken.« Der Graf stellte dies sogleich ins Werk, und schickte ihr zugleich all ihr Eigenthum, dazu auch ein schweres Kästchen, ihr Heiratgut, und seine Morgengabe auch dazu. Den ganzen Tag brachte der Graf mit Trauer zu; als er am nächsten Morgen erwachte, war er erblindet. Da ließ er seinen getreuen Knecht rufen und sprach:

Meine Blindheit ist die gerechte Strafe Gottes. Ich habe sie verdient. Sie zeigt mir den Weg, die ungeheure Missethat abzubüßen. In meiner Blindheit will ich nun als blinder Bettler nach Rom und zum heiligen Grab unsers Erlösers nach Palästina wahlfahrten. Du Lidunar sollst mein Führer sein. Nie mehr will ich meine Burg betreten; ich übergebe die Gaugrafschaft meinem Sohne Aribo, so jung er ist; er ist aber tapfer und klug. Die Sonne stand noch nicht hoch, als Beide den Weg antraten; der treue Knecht ging voraus, hintendrein der Graf, das andere Ende seines Stabes haltend! Zuerst wollte er nach Gurniez, um von seinem Sohne Alboin Abschied zu nehmen, welcher daselbst Clericellus war, um alles Nöthige zu lernen, damit er einst Priester werden könne, es ist auch ein trefflicher Bischof daraus geworden. Der Frau Hildegard vor die Augen zu treten, hielt er sich nicht für würdig. Leicht kann man sich vorstellen, wie schlecht es dem Grafen auf der weiten Fahrt oft gegangen, in welche Noth und Gefahren er gerathen, wie er, des Weges unkundig, sich oft verirrt, doch hat Gottes Barmherzigkeit ihm überall durchgeholfen. Schwer büßte der Graf seine Missethat. Erst nach sieben Jahren kam er zurück, geraden Weges noch Stein zu Frau Hildegarden; »Gelobt sei Jesus Christus!« sprach der Graf, »kennst du noch deinen Friedrich? Barmherzigkeit habe ich ge-

funden vor Gott und den Menschen: ich bin absolvirt, die Buße ist verrichtet, mein Gewissen rein von jedem Makel; nun darf ich wohl bei dir bleiben.« »Willkommen, vom Herzen willkommen,« erwiederte Frau Hildegarde! Innig gerührt umarmte sich das edle Paar, und ach, welch Wunder! Als sie ihn aus ihren Armen ließ, hatte der Graf das lang entbehrte Augenlicht wieder erhalten. Er sah verwundert umher, ein Strom von Thränen floß aus seinen Augen, mit zum Dank erhobenen Händen sank er auf die Knie, und alle Anwesenden thaten deßgleichen. Als schuldiges Dankopfer baute er etwas weiter aufwärts an der Drau die Kirche zu Mächling, und starb bald nach deren Vollendung; seine Frau hatte schon früher zu Stein eine Kirche erbaut. Seine Burg hatte er seither nie mehr betreten; seinen getreuen Lindunar schenkte er gleich nach seiner Heimkunft die Freiheit und ein ansehnliches Stück Geld; dieser aber blieb der Frau dienender Knecht bis zu ihrem Ende.

Der Bergmann und sein Liebchen.

Ballade.

Im tiefsten Schacht des Berges,
In Finsterniß und Graus,
Da höhlt der Bergmann emsig
Den Schooß der Erde aus.

Er sucht mit regem Fleiße
Das Silber und das Gold.
Es geht ihm wohl von Statten
Er denkt ans Liebchen hold.

Und wandelt so mit Freuden,
Die Wege steil und rauh,
So fern von ihren Augen,
So fern vom Himmelsblau. —

Da wogt ein dichter Schwaden
Und löscht sein Lichtlein aus,
Mit Nacht und Grau'n umfängt ihn
Ein stilles Todtenhaus.

Drinn klimmt er wie verzweifelt,
Verlassen und verirrt,
Die Wasser rieseln schaurig,
Und Kobold ihn umschwirrt.

Wohl späht und gräbt und klettert
Er lange, lange Zeit,
Kann keine Spur entdecken,
Und Hilf' ist ewig weit! —

Da hört er's leise klingen,
Wie fernen Glockenton,
»Mein trautes Liebchen«, ruft er,
»Begraben sie dich schon?«

»Will sammeln alle Kräfte
Zu wühlen mich hinauf. —
Das ist wohl eine Truhe,
Die Scholle kollert drauf.«

»Mein Liebchen, ja, das bist du,
Du zogst mir treulich nach,
Nun sind wir Beid' im Grabe,
Das lindert meine Schmach!« —

Da schmilzt des Sarges Deckel
Vor ihrer Herzensglut:
An seiner Brust erwarmte
Das kaum erstarrte Blut.

Ihr Aug' und ihre Wangen
Erhellen fast die Nacht,
Es tönt von ihren Lippen
Der Stimme süße Macht.

»Ich bin ja nur gestorben,
Weil Du mir hast gefehlt,
Nun ich dich wieder habe
Lacht wieder mir die Welt!« —

So wandeln sie verbunden
Die Wege steil und rauh,
Der Stern der Liebe schimmert
Am reinen Himmelsblau.

Mit seligem Entzücken
Umfängt sie Licht und Luft,
Und Beide steigen lebend
Empor aus dunkler Gruft.

Gespenster-Geschichten.

1.

Ein jugendlicher Herbsttag lockte den jungen Bernthal aufs Land hinaus, in einigen Stunden trug ihn sein Falber nach Lindenau, dem Gute eines Jugendfreundes seines Vaters.

Lauter Jubel schallte ihm aus dem Schlosse entgegen; der alte Heinfeld feierte die Verlobung seiner Nichte. Mit offenen Augen ging er dem willkommenen Gast entgegen; ihm ward ein Ehrenplatz an der reich besetzten Tafel; rauschende Freude würzte das köstliche Mahl; ein Dusch folgte dem andern; Champagnerströme flossen bei donnerndem Hoch! dem Brautpaare.

Während die Gesellschaft zum Kaffeh in den Nebensaal defilirte, zog Heinfeld den jungen Mann an ein Fenster: »Freundchen,« flüsterte er geheimnißvoll ihm zu, »Sie sind mir der Liebste meiner Gäste, denn ich und Ihr Alter waren immer ein

Herz und eine Seele; aber es ist — sehen Sie nur — ich möchte — ich bin wirklich verlegen, wie ich's Ihnen beibringen soll: kein Winkelchen in meinem Haus ist frei, von unten bis oben Alles mit Gästen überfüllt; aber — fort dürfen Sie mir nicht; Sie bleiben ein paar Tage bei uns — wenn ich nur wüßte — grade heraus: Haben Sie Courage, Freundchen?«

Bernthal (etwas empfindlich.) Sie zweifeln?

Hainfeld. Sachte, sachte, gleich obenaus die jungen Herren! Hier ist nicht von einer ordinären Courage die Rede.

Bernthal. Sie sprechen in Räthseln.

Hainfeld. Wohlan, haben Sie Courage, es mit Gespenstern aufzunehmen?

Bernthal (lachend). Warum nicht.?

Hainfeld. Ich glaube auch nicht an dergleichen Possen; nun, wenn Sie meinen! Es ist da im Hintergrunde noch ein recht bequemes Stübchen vacant; aber es soll dort spucken, drum wollte ich es noch Niemand anbieten. Man kann denn doch nicht wissen, es giebt Dinge in der Natur —

Bernthal. Sie haben mich neugierig gemacht, vielleicht gibts ein interessantes Abenteuer

zu bestehen; wer weiß, ich banne den armen Geist; mir, mir das Stübchen; aber reinen Mund gegen die ganze übrige Gesellschaft.

Heinfeld. Topp! Wir feiern recht vom Herzen fröhlich den heutigen Tag, und am Abend versuchen Sie Ihr Glück.

Lustparthien, Tanz und Feuerwerk füllten den Rest des Tages und den Abend aus; spät führte der Alte selbst seinen Gast in das Spuckzimmer, worin zwei Betten standen, und schied mit dem Wunsche einer recht ruhigen guten Nacht.

Berathal warf sich in einen bequemen Sessel, und sah, in sehnsüchtigen Träumereien verloren, eine Zeit lang am traulichen Kamin, dem Spiel der knisternden Flammen zu; allmählig wurden seine Augenlieder schwer; er kleidete sich aus, und legte sich zu Bette.

Noch war sein Blut vom durchschwärmten Tage aufgeregt, auch begannen allmählig sich die leisen Schauer der längst vergessenen Ammenstube sich anzumelden; er horchte lange aufmerksam, ob sich nichts vernehmen lasse; doch endlich fiel er in einen tiefen Schlaf.

Plötzlich fliegt die Zimmerthüre auf; das Poltern weckt den Schläfer; er fährt empor und sieht beim matten Schein des erlöschenden Kaminfeuers, eine weibliche Gestalt, deren Züge er nicht unterscheiden kann, hereinschreiten. Jetzt nimmt die Geistergestalt im Armsessel am Kamin Platz, und rührt mit der Feuerzange die erlöschende Glut auf; sie flammt noch einmal empor, und erfüllt das Gemach mit einem abentheuerlichen Lichte, dem eine ägyptische Finsterniß folgt.

Bernthal fühlt seinen Muth wankend: er will der Gestalt rufen, ihm versagt die Stimme. Er hört umhergehen, jetzt kommt es an das andere im Zimmer stehende Bette, hebt die Decke und schlüpft rasch hinein. Unser Abenteurer fährt entsetzt auf den äußersten Bettrand zurück; sein Muth ist ganz auf der Neige; er wagt keine Bewegung. Doch die Gestalt schlummert bald ganz ruhig; Bernthal hört sie, wie alle Menschen von Fleisch und Blut athmen. Da erholt er sich allmälich vom ersten Schreck, und streckt, leis und vorsichtig die Hand nach der Gestalt hinüber; er fühlt einen Ring an einem ihrer Finger und wird bald so kühn, ihn abzuziehen. Das Gespenst schläft ruhig fort. — Nach etwa einer halben Stunde bewegt es sich, wirft die Decke zurück, steigt aus dem Bette und nimmt seinen Rückweg aus der Thür, durch welche es gekommen.

Als Bernthal sich zum Frühstück einfand, bestürmte man ihn von allen Seiten mit Fragen: wie er in vergangener Nacht geschlafen? Er erwiederte kurz hingeworfen, daß er wirklich den Geist gesehen, aber nichts Näheres erzählen werde, bis die ganze Gesellschaft beisammen sei. — Mächtig wirkt die Neugier, bald war man vollzählig. Nun fragte Bernthal, ganz unbefangen, sämmtliche Damen: ob keine von ihnen einen Ring vermisse?

Louise (Heinfelds einzige Tochter) hatte den ihrigen, ein theures Andenken einer abwesenden Freundin, schon seit Tages Anbruch allenthalben vergeblich gesucht, und verlangte von Bernthal das gefundene Kleinod. Er überreichte ihr den Ring und sprach: Ihre Hand anfassend. »Sie, Sie sind der liebenswürdige Geist, der in dem Zimmer spuckt, das ich diese Nacht bewohnte!« — Dann erzählte er, mit angemessener Zartheit und manchen Abweichungen sein Abenteuer. Louise stand sprachlos, wie eine Purpurrose geröthet ihre Wange; da nahm der alte herrliche Hainfeld das Wort: »Freundchen, da Ihnen Louise einen Nachtbesuch gemacht, so erlaube ich Ihnen sich künftig zu revangieren; sie ist ein gutes Kind, und meine einzige Erbin!«

Vier Wochen später führte Bernthal die schöne Nachtwandlerin zum Altare.

2.

In den ersten Tagen des Maimonds ward die geistreiche Deshoulieres von einer Jugendfreundin auf deren kürzlich angekauftes Gut (15 Stunden von Paris) eingeladen. Sie nahm die Einladung an, und ward mit der herzlichsten Freude empfangen.

Die Zeit enteilte den Freundinnen unter Witzfunken, Scherz und traulichen Gesprächen; gegen Abend fand sich ein eleganter Zirkel aus der Nachbarschaft zusammen; noch schneller verschwanden die Stunden: ehe man sichs versah, war es Schlafengehens-Zeit. Die Gutsbesitzerin lieferte ihrer Deshoulieres eine Schilderung ihres ganzen Locals, und nannte ihr eine lange Liste von Zimmern, unter denen sie ihr die Wahl ließ. Eins nur nahm sie aus. — Dort sollte man allnächtlich einen wahren Höllenrumor hören, und der Spuckgeist sollte der vor einem Jahre verstorbene letzte Gutsbesitzer sein.

Madame Deshouilieres, über alle Vorurtheile erhaben, hatte längst nichts sehnlicher gewünscht, als ein sogenanntes Gespenst, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. »Selbst ein unsichtbarer Geist ist so selten;

darum glaube ich an die unsichtbaren desto weniger«, scherzte sie, und bestand auf dem gefürchteten Gemach; vergebens suchte die Freundin und deren Gatte — umsonst die ganze Gesellschaft; sie von so keckem Beginnen abzubringen; sie blieb unerschütterlich — selbst ihre Kammerjungfer sollte nicht in ihrer Nähe übernachten, denn sie gefiel sich nun einmal in der Heldenrolle.

Unsere Dame besah sich in der allerheitersten Laune, den wirklich schauerlichen antiken Saal, indem sie sich befand; hohe gothische Fenster, ein Aestrich mit greulichen Fratzen bemalt; gewirkte Tapeten, allerlei Mordgeschichten darstellend, altfränkischer, baufälliger Hausrath; der matte Flackerschein der Kerzen, in den Kreuzgewölben des Saals verschwimmend; Sturmwind, der durch den, mit Teufelslarven verzierten Kamin in wilden pfeifenden Tönen herein musizirte, und Nachtvögel, deren Fittige von außen an die klirrenden Fensterflügel schlugen — wahrlich ein grauenhaftes Präludium zu einer Geisterscene! Unsre kleine Heldin erschütterte das alles nicht; sie fand alles im Gegentheil ganz allerliebst romantisch. Sie kleidete sich nachdem sie die Thür verschlossen, behaglich aus, las noch ein Stunde im Bett, löschte, als sie den Schlummer nahe fühlte, das Licht aus, und lag bald im tiefen Schlafe.

Plötzlich erweckt sie ein Poltern an der Thür; diese fliegt auf, und es tappt mit derbem Schritt herein! — Madame Deshoulieres betheuert, vergebens suche man sie zu schrecken; sie kenne keine Furcht; sie werde das Gespenst entlarven; keine Antwort; es wandert allenthalben im Saale herum, jetzt naht es dem Bette, ein großer Ofenschirm an dem Bette stürzt polternd um und reißt den Bettvorhang mit herab, die Heldin bleibt, wie sie in der Folge heilig versicherte, ohne Furcht, sie ruft vielmehr dem Gespenste entrüstet zu, den Scherz zu enden; da wird auch der Nachttisch umgestürzt; der Leuchter rollt an die Erde, und wird mit großem Lärm umhergeschleift, endlich tritt das Ungethüm auf das Fußende des Bettes; jetzt feiert Madame Deshoulieres den Triumph ihres Muthes: »Da du mir so nahe kommst, Unhold«, rief sie, »so muß ich, komme, wie es wolle, wissen, wer du bist!« Sie faßte nach dem Gespenst, ergriff zwei stark behaarte Ohren, und beschloß sie bis zum Tage festzuhalten, um den Spuck endlich aufzuklären.

Der Inhaber besagter Ohren bezeigte sich sehr geduldig, noch geduldiger Madame Deshoulieres. — Es war eine lange Herbstnacht, und ihre Stellung mühsam: als die erste Morgendämmerung durch die Fenster blickte, sah sie — Grosblanc,

einen großen Hühnerhund des Hauses, das gutmüthigste Thier von der Welt, von dem sie jetzt schmeichelnd liebkost wurde. Sie lachte laut auf, ließ das Gespenst los, das sich nun unter das Bett zur Ruhe legte, und versank, recht sehr müde, in tiefen Morgenschlummer. Ihre Freundin und deren Gatte hatten die ganze Nacht hindurch kein Auge geschlossen; sie machten sich die bittersten Vorwürfe, die zarte Frau den Unholden Preis gegeben zu haben, und eilten, als der Tag kaum angebrochen, zu ihr. Sie öffneten leise und behutsam die Thür, irgend ein gräßliches Schauspiel, oder gar die Freundin als Leiche wieder zu finden, besorgend. Da lächelte ihnen Madame Deshoulieres erwachend entgegen, und erzählte ihnen, recht pathetisch, die Abenteuer der verwichenen Nacht. Entsetzen sträubte unserm Ehepaare das Haar; sie kreuzten sich, und starrten die Freundin sprachlos an. Diese brach das Schweigen, auf Grosblanc unter dem Bette deutend; — »da liegt das Gespenst; es ist ein recht gutartiger Unhold — er ist's, den Sie für Ihren spuckenden Gutsbesitzer hielten.« Unser Mann stand beschämt und verlegen, während Grosblanc ihn umwedelte, er kämpfte zwischen Beben und Aerger.

»Sehen Sie,« fuhr Madame Deshoulieres, nachdem sie aufgestanden und die Thür untersucht

hatte, fort, »das Schloß ist in so schlechtem Zustande, daß die Thür, bei der leisesten Bewegung aufsliegen muß; darum hat wohl Grosblanc, der wahrscheinlich nicht gern unter freiem Himmel schläft, diesen Saal vorgezogen; alles übrige erklärt sich leicht; er stieß an den Schirm, und warf ihn um; eben so ergings dem Nachttische, und das muntere Thier, spielte mit dem an der Erde rollenden Leuchter; dann hatte es Lust, aufs Bett zu springen, schickte aber erst die Vorderfüße voraus, als wollte es um Erlaubniß bitten. — So klären sich oft die schauerlichsten Gespenstergeschichten ganz natürlich auf!«

3.

Im 3. Dezember 1800 wurde die Schlacht bei Hohenlinden geschlagen, und mit ihr allem Anscheine nach, der Feldzug für dieß Jahr geendet. Die müden Kämpfer zogen sich in ihre Standquartiere zurück, denn die Stürme des Winters brausten eben gewaltsam herein, ein Reiterregiment jedoch hatte einen, einige Meilen vom Schlachtfelde entfernten Flecken zu besetzen, um die nächsten Tage die Mundvorräthe des linken Flügels zu escortiren, die in einer oder jenem Fle-

cken gelegenen, halb zerfallenen Kirche aufgehäuft, dem Falkenblicke feindlicher Späher entgangen waren. Vor 5 Stunden war bereits die Nacht hereingebrochen, als das Regiment einrückte; die Soldaten drängten sich in ihre Quartiere; die Wachen schleppten sich müde an ihre Posten, jeder aber wußte seinen Unteroffizier zu bewegen, vom Wachedienst zur Mitternachtsstunde in der genannten Kirche enthoben zu werden, indem Kirchen und Friedhöfe zur Mitternacht, beinahe in Jedermanns Brust ein kaum besiegbar unheimliches Gefühl erwecken, und bekanntlich manche Soldaten, Bergleute und Jäger, trotz ihrer kühnen, kräftigenden Beschäftigungen, die abergläubigste Menschenclasse ausmachen. Da nun zur Zeit der Kämpfe, wo jeder die Zuneigung des andern, die Hülfe des Geringsten ansprechen zu müssen, in Gefahr gerathen kann, auch der barscheste Vorgesetzte leichter mit sich unterhandeln läßt, als zur Zeit des Friedens, kommandirte, nun der Unterofficier gutwillig einen vor Kurzem erst geworbenen Jüngling auf jenen einsamen Posten.

»Er hat studirt,« fügte er hinzu, indem er den jungen Soldaten freundlich auf die Schulter klopfte. »Er ist Phi — lo — soph, oder wie Er das Ding nennt, und fürchtet sich nicht vor Gespenstern, wie die alten bärtigen Bursche hier. Nehme Er sei-

ne Pistolen mit, und thu er seine Schuldigkeit auf dem fatalen Posten, wie heute Früh vor dem Feinde. Halb rechts! Marsch!«

Frisch gefallener Schnee deckte die stillen Grabhügel, ohne ihre Spuren völlig verweht zu haben; durch einige ordnungslos herumstehende entlaubte Linden sauste ein schneidender Nordost, und nicht einmal eine flatternde Eule störte die traurige Eintönigkeit jener Scene, die der Recrut für dies mal weit unbehaglicher fand, als die Mordscene, der eben geschlagenen Schlacht; zumal itzt, da ihn das Kommando bereits, und wie es schien, eilig verlassen, ihm aber ein alter, ihm wohlwollender Krieger zugeflüstert hatte, gegen Gespenster seine Pistolen nicht zu gebrauchen, denn einer seiner Kameraden habe dieß mit dem Leben gebüßt, und sein Pistolenlauf sei einige Schritte hinter ihm, zu einer Schraube zusammengedreht gefunden worden.

Einsam, schweigend und mit langsamen Schritten wandelte jetzt Sigmund, so nannte man den jungen Krieger, der eben heute sein erstes Kriegsprobestück abgelegt hatte, über das ganze Steingetäfel der alten Halle, und kämpfte muthig gegen die Bilder, die Ort und Zeit selbst im Gehirne bejahrter Männer zu gebären versuchen, ohne sich

eines erwünschten Erfolges erfreuen zu können. Wohl hatte der Jüngling eine mehr als gewöhnliche Jugendbildung genossen, wohl hatte er unter tüchtigen Lehrern ein Paar Jahre auf der hohen Schule zu H... verlebt, und nur ein patriotisches Gefühl hatte ihn seine Laufbahn aufzugeben, und Kriegsdienste gegen Deutschlands Feinde zu nehmen bestimmt; aber auch er hatte in seiner Kindheit den süßen Gifttropfen des Aberglaubens von den Lippen schwatzhafter Ammen gekostet, der auf lange wunde Stellen im Menschengemüthe zurück zu lassen pflegt, die siberisch schauern, beim Schlag der Mitternachtsstunde, beim Ruf des Leichhuhns, und beim Anblick eines mit Nacht und Stille bedeckten Kirchhofes. Der junge Krieger bot alles auf, des drückenden Gefühles der Furcht quitt zu werden, das einer giftigen Spinne gleich ihr Netz immer enger über seinem Gehirne zusammenzog, und es schon völlig zu umgarnen drohte. Er dachte der Seinen, dachte der frohen Stunden seiner Jugendzeit, zauberte sich das Bild seiner Geliebten vor, aber alles glitt so kalt, so farblos an ihm vorüber, daß er endlich, Grauen durch Grauen zu vertreiben, die Scene der kaum verlassenen Schlacht, in ein großes blutiges Bild zusammen zu stellen begann, und vielleicht hätte er das Ziel seines Wunsches durch dieß entscheidende Mittel errungen, hätte nicht das Stöhnen des Winterſturmes, und das

Klappern der losen Glasscheiben seinen Ideenfluß zeitweilig unterbrochen, und wieder auf das gelenkt, dem er zu entfliehen, so eifrig gesucht hatte.

So gestimmt fand ihn die erste Stunde, von der der Dichter des Sommernachtstraumes singt:

Jetzt beheult der Wolf den Mond,
Durstig brüllt im Forst der Tieger,
Jetzt mit schwerem Dienst verschont
Schnarcht der arbeitmüde Pflüger,
Jetzo schmaucht der Brand am Herd,
Und das Kränzlein kreischt und jammert,
Daß der Krank' es ahnend hört,
Und sich fest ans Küssen klammert;
Jetzo gähnt Gewölb und Grab,
Und, entschlüpft den kalten Mauern,
Sieht man Geister auf und ab,
Sieht am Kirchhofzaun sie lauern. —

Als der letzte Schlag der Mitternachtsglocke verklungen war, die dumpf aus dem Thale heraufscholl, rieselte es ihm eiskalt durch die Glieder.

»Was ist denn das?« rief er kleinlaut aus, »bin ich denn zum Kinde geworden? oder lauert wirklich in diesen schauerlichen Hallen etwas Außerordentliches, etwas Unbegreifliches, das schon vor

»Was geht mit mir vor?« fragte er sich betroffen, indem er Säbel und Pistolen aufraffend, das abgedrückte Schloß der letztern anstarrte, »warum bin ich nicht abgelöst worden? wie komme ich zu einer blutigen Stirne!« und ist die zerschmetterte Kugel hier an den Stufen des Presbyteriums aus meinem Rohr!« — um seine starren Glieder wieder zu erwärmen, rannte er hastig auf und ab, und quälte sich, den Schlüssel zu diesem Räthsel zu finden, das ihm schier für seinen Verstand bange machte.

Endlich kehrte mit der Wärme seiner Glieder allmählig auch seine volle Besonnenheit wieder, und das Bild der verflossenen Nacht stand jetzt deutlich vor seiner Seele. Jetzt galt es zu prüfen, jetzt konnte er es auch, denn die Mitternachtstunde lag nicht mehr, dem drückenden Alp gleich, auf seiner Brust, und ein paar Augenblicke reichten hin, ihm die Schamröthe ins Gesicht zu jagen, auf dem vor Kurzem noch die Leichenblässe der Angst triumphirt hatte.

»Wer da? rief er itzt eben so laut, als er sich entsann, die Gestalt vor sieben bis acht Stunden angerufen zu haben, und das Echo wiederholte deutlich jenes gellende Hohngelächter. Nun schritt er zur nähern Untersuchung, und es fand sich, daß die riesige Gestalt nichts weiter, als ein, ein Paar

Schuhe unter dem Knauf abgebrochener Säulenschaft war, zu dem ein rundes Mauerfenster, in der Richtung zu des jungen Soldaten Mitternachtposten das furchtbare Haupt gebildet hatte, indem es mit dichtem Mauergras verwachsen, noch itzt, ohne eben der Phantasie freien Lauf zu lassen, den grauer Bart und jenes dunkle Haupthaar nachwies, das er in der Gestalt bemerkt hatte; der Vollmond that das seinige, ein Paar Lücken in dem verrankten Fenster täuschend zu beleuchten, obschon auch diese jetzt, mit einem vollkommenen Augenpar eben so wenig Aehnlichkeit hatten, als einige hochrothe Kirchenfahnen, die an jener Säule lehnten, mit dem wehenden Mantel der Gestalt. Jetzt trat er näher, und fand das Entsetzlichste, nämlich, die Trennung des Armes vom Rumpfe, und das lautlose Niedersinken desselben, eben so einfach erklärt; denn eine dieser Fahnen war vom Windstoße niedergestürzt, auf einige Hafersäcke gefallen; die erst unlängst hinwegräumt, vor einigen Tagen noch eine hohe Barriere gebildet hatten, hinter die der Küster des Fleckens, jene reichen Kircheninsignien beim plötzlichen Nahen des Feindes, verborgen hatte.

Kaum hatte er die Untersuchung geendet, als seine Kammerraden ihn abzulösen erschienen, und die Versäumniß der Ablösung, mit einem feindlichen Ueberfall entschuldigten, der sie auf ihn ver-

gessen gemacht hatte. Froh, von ihnen nicht in jener entehrenden Situation getroffen worden zu sein, vergab er ihnen und dem Zufalle gerne die Verzögerung, und benützte itzt, ein geprüfter und einsichtsvoller Mann, gerne diese und andere derartigen Begebenheiten, allenthalben die Lehre zu geben: Jede für übernatürlich erklärbare Erscheinung nur schnell zu untersuchen, eh die leicht zu bestechende Phantasie den Verstand überwindet, und man werde sein Männerwort gerechtfertigt finden, daß auch das Grauenhafteste durchaus natürlich sei, und nirgends Gespenster hausen, als in der zerrütteten Einbildungskraft des Menschen allein.

Der Pförtner.

Legende.

1.

An der Pforte bleich und sinnend
Sitzt der Pförtner, der Gebeugte, —
»Welt, o Welt!« so ruft er jammernd, —
»Ach!, daß ich mich von dir neigte.«

»Wehe, daß ich fortgezogen
Von der Mutter und der Lieben;
Weh', daß ich dem Hier entsagte
Um dieß räthselhafte Drüben! —«

Und so muß ich früh verwelken
Mitten in der Zeit des Mayen;
Unter Greisen selbst ergrauend,
Darf ich nimmermehr mich freuen.

Wie er also sinnt in Trauer,
Hört er fern ein freudig Klingen

Und ein Locken wie von Stimmen
Näher stets und näher dringen.

Und es wird die Brust gewaltig
Von dem Klang ihm angezogen,
Daß es tobt und stürmt darinnen,
Brausend, wie von Meereswogen.

Lockend scheint es ihm zu winken,
Zauberisch wie Liebesblicke;
Und es singen süße Weisen:
»Komm zurück! — zur Welt zurücke!«

Sehnend streckt der junge Pförtner
Seine Arme nach den Klängen, —
»Will mir doch die alte Liebe,« —
Ruft er, »fast die Brust zersprengen,« —

Und wenn selbst der Tod nicht lockte
In die Welt, die langentbehrte; —
Ach! wie süß ist's doch, zu sterben
Frei auf Gottes freier Erde.

Spricht's, den Schlüsselbund erfassend,
Folgt dem Ruf, der süß geklungen,
Knarrend thut sich auf das Pförtlein; —
Und der Pförtner ist entsprungen.

2.

Doch der Abt mit schneeigen Locken.
Und dem Bart, dem silberweißen.

In die Kniee sinkt er bethend
Bei den Brüdern, bei den greisen.

Wie die Hora ist geendet,
Kehren all' in ihre Zellen; —
Horch! da zieht es durch die Lüfte
Auf der Töne bunten Wellen.

Horch! da schwillts von Zaubertönen
Brausend erst und dann verhallend,
Weckend längst verblichnes Sehnen,
Liebe lispelnd, Wonne lallend.

Und den alten grauen Mönchen
Wird das Herz so voll und enge,
Denn das sind der Jugend Freuden
Und das sind der Jugend Klänge.

Blind fühlt jeder sich gefesselt
Und zum Pförtlein hingezogen
Ach! das ist des Herzens Stimme,
Die ja nimmer hat gelogen.

Vor dem offnen Pförtlein stehen
Alle, strebend in das Freie,
Denn da draußen blüht und lächelt
Klingt und duftet froh der Maye.

Doch wie sie zur Schwelle wollen
Steht davor ein Pförtner wehrend,
Grau von Haaren, dürr von Beinen,
Und der Augenstern' entbehrend.

Eine Sense, furchtbar blitzend
Streckt er vor die enge Pforte,
Zu dem Abt und zu den Mönchen.
Sprechend diese ernsten Worte:

Friede sei mit Euch! Ihr habet
Einen schlechten Pfortenhüther,
Der das Pförtlein frei und offen
Ließ dem lokenden Gebieter.

Folgt nicht diesen eitlen Tönen,
Wie sie locken, wie sie quillen;
Denn das ist der Welt Versuchung,
In den Zauber Euch zu hüllen!

Keine Freude mehr zu fordern
Gingt ihr ein zu diesen Mauern;
Daß Ihr nur der Seele denket
Hier in des Gerichtes Schauern.

Geht zur Kirch! ich hüth' die Pforte
Bis zum nächsten Morgenrothe;

Bethet! — denn es hat errettet
Euch der Tod vor'm ew'gen Tode.

3.

Jahre kamen, Jahre gingen;
Längst im Kloster war es stille;
Lastend auf der öden Wildniß
Lag des Mittags wüste Schwüle.

Abend ward's, kein Glöcklein läutet
Zum Gebeth, zum Abendsegen; —
Sieh! da kommt ein grauer Wandrer
Zu der Kirch auf alten Wegen.

Wie er gehn will durch die Pforte,
Steht davor ein Pförtner wehrend,
Grau von Haaren, dürr von Beinen,
Und der Augenstern' entbehrend.

Spricht: was willst du düstrer Wandrer
In dem Kloster durch die Pforte?
Hast dein Aemtlein schlecht verwaltet
In des Klosters Schirm und Horte.

Drauf der Wandrer ruft mit Grauen:
Weh! das ist ein strenger Wächter!
Laß mich ein durch meine Pforte
Die ich hab' behütet, schlechter!

In die Kirche möcht ich wallen
Beichtend meinem Abt die Sünden —
Spricht der Fremde drauf: der schlummert
Längst; du wirst die Todten finden.

»Will ja nur,« so ruft der Büßer —
»Ein Mal noch im Münster knieen,
Gott ist groß! — dann mag ich freudig
Durch des Todes Pförtlein ziehen.«

Wie er hat das Wort geendet,
Wird der Fremde mild in Thränen;
»So geh' ein! du Langverlorner!«
Ruft er, in das ware Sehnen. —

In des Münsters eichnen Stühlen
Knieen fromm und bethend nieder,
Wie der Pförtner sie vor Jahren
Heimlich ließ, — die todten Brüder.

»Nehmt mich auf, Ihr alten Zeugen!«
Ruft er, »daß ich büß und sterbe
Daß ich noch vor meinem Ende
Reuig Gottes Gnad erwerbe.«

Und zum Abt, der längst gestorben
Da sitzt mit den grauen Haaren

Tritt er hin und spricht die Beichte,
Gottes Gnode zu erfahren.

Wie er seine Beicht vollendet
Spricht er fromm: fahr hin mein Leben!
Und der Abt, die Hand erhebend,
Spricht; »dem Sünder ist vergeben.«

Der böse Blick.

Das Bezaubern von Menschen und Vieh durch die mannigfachsten Mittel war vor noch nicht gar langer Zeit fast in ganz Europa ein Prärogativ der ausgebreiteten Hexenzunft. Es ist bekannt, wie spät sich Schriftsteller geschämt haben, von Zaubereien und Hexereien zu erzählen, und wie bald man sich diesem furchtbaren Kapitel wieder in allem Ernste zugewendet hat. Wenn wir im Folgenden einige Beispiele von dem finstern Aberglauben der Dalmatier erzählen, so wird sich jeder deutsche Leser erinnern, daß sich in seiner Provinz wenigstens Spuren ähnlicher Vorurtheile finden, und wenn er eben die blinden Haiducken bedauern will, wird ihm beifallen, daß es in unserm Jahrhundert Männer gibt, welche diese halben Naturmenschen um ihren Kinderglauben beneiden möchten.

Im Oriente ist es noch jetzt ein allgemein verbreiteter Glaube, daß manche Personen die Macht

hätten, durch ihre Blicke zu bezaubern, Der Einfluß den der böse Blick ausüben kann, ist dem Volksglauben nach sehr groß. Der vom bösen Blick Getroffene fällt in Ohnmacht, wird krank und stirbt in wenigen Tagen an der Auszehrung. Ich habe, so erzählt ein reisender Franzose, zwei Mal Opfer des bösen Blicks oder vielmehr des Aberglaubens gesehen. Ein junges Mädchen wird von einem Landmanne angeredet, der sie nach dem Wege fragte; sie sieht ihn an, stößt einen Schrei aus, und fällt in Betäubung zur Erde. Der Fremde ergriff die Flucht. Ich war in der Nähe, und glaubte anfangs, er habe das Mädchen ermordet; ich lief daher mit meinem Führer hinzu. Das arme Kind kam indeß wieder zu sich und sagte uns, der Mensch, der sie angeredet, habe den bösen Blick gehabt, und sie bezaubert.

Sie erholte sich jedoch bald darauf, nach zweien Tagen war sie vollkommen wieder hergestellt. Ein anderes Mal sah ich einen jungen Menschen von fünf und zwanzig Jahren plötzlich erblassen und aus Schrecken vor einem sehr bejahrten Heiducken, der ihn anblickte, zur Erde fallen. Man sagte wir, er stehe unter dem Einfluße des bösen Blickes; es sei aber durchaus nicht die Schuld des Heyducken, der von der Natur den bösen Blick habe, und selbst es schmerzlich empfinde, daß er

dieſe furchtbare Macht beſitze. Ich wollte an mir ſelbſt eine Erfahrung hierin machen. Ich redete den Heyducken an, und bath ihn, mich eine Zeitlang anzublicken, er aber verweigerte dieß und ſchien über meine Bitte ſo betrübt, daß ich mich genöthigt ſah, davon abzuſtehen. Die Geſtalt dieſes Menſchen war abſchreckend und ſeine Augen waren ſehr groß und hervorſtehend. Gewöhnlich ſchlug er ſie nieder; aber wenn er ſie in Zerſtreuung auf Jemand heftete, war es ihm, — wie man mir ſagte, — unmöglich, ſie eher wegzuwenden, als bis ſein Opfer gefallen war. Alte Weiber erzählen mir auch von Perſonen, die zwei Augäpfel in einem Auge gehabt hätten, und das ſollen die furchtbarſten ſein. Es gibt verſchiedene Mittel, die aber alle faſt unzureichend ſind, ſich gegen den böſen Blick zu ſchützen. Einige tragen deshalb Hörner von Thieren bei ſich, andere Korallen, welche ſie gegen jede des böſen Blickes verdächtige Perſonen richten. Bisweilen vernichtet auch ein Piſtolenſchuß in die Luft den tödlichen Zauber, und von den Morlacken ſagt man, daß ſie ein noch ſichereres Mittel angewendet, und die Piſtole gegen den vorgeblichen Zauberer ſelbſt gerichtet hätten.

Ein anderer im ganzen Oriente ſehr verbreiteter Glaube iſt, daß man einen gewiſſen Zauber ausüben könne, indem man Jemand oder eine Sache

sehr lobt. Nicht Jedermann hat diese gefährliche Eigenschaft, und nicht immer wird sie freiwillig ausgeübt. Es ist gewiß Niemand in Bosnien gereist, der sich nicht in einer ähnlichen Lage, wie ich gefunden haben sollte. In einem Dorfe nämlich sah ich ein kleines hübsches Kind vor einem Hause im Grase spielen. Ich liebkosete es und lobte es gegen seine Mutter, welche in der Nähe war. Sie schien sich indeß von meiner Höflichkeit wenig geschmeichelt zu finden, und bath mich ernstlich, dem Kinde auf die Stirn zu speien. Ich wußte damals noch nicht, daß dies das Mittel sei, den durch Worte bewirkten Zauber zu vernichten, und weigerte mich daher, über solches Verlangen erstaunt, standhaft, ihm zu genügen. Die Mutter aber rief ihren Mann, um mich dazu mit vorgehaltener Pistole zu zwingen, als mein Führer, ein junger Heyducke, zu mir sagte: Lieber Herr! Ich habe Euch stets gut und freundlich gefunden, warum wollt Ihr einen Zauber, den Ihr, das bin ich gewiß, wider Euern Willen bewirkt habt, nicht zerstören? — ich begriff nun die Hartnäckigkeit der Mutter, und beeilte mich ihr zu willfahren.

Die Neu-Irländer.

Nur mit großer Schwierigkeit gelangt der Reisende in die Residenz dieses Landes, ein Dorf Likiliki genannt, welches am Abhang eines Hügels nahe bei einer weiten und geschlossenen Bay liegt. Dieses Dorf besteht aus ungefähr 25 Häusern, und wenn man die Zahl der Frauen jener der Männer gleich annimmt, so kann ihre Bevölkerung aus 200 Seelen bestehen. Die Kinder sind zahlreich und mögen die Hälfte dieser Zahl ausmachen. Diese kleine Bevölkerung nährt sich größtentheils von Torowurzeln, Fischen und Früchten. In Osten des Dorfes ist die Küste niedrig und mit Gehölz bewachsen. Gegen Norden liegt ein zweites Dorf »Fari«, genannt. Likiliki enthält einen Tempel ihrer Abgötter, 110 Fuß ober der Meeresfläche erbaut; eine Art von Pagode, 36 Fuß lang, 18 hoch und 11 breit, sie ist an einer Seite ganz offen, und durch ein Brett in zwei Theile getheilt, auf welchem sich eine Menge Götzenbilder in Gestalt

von Menschen, Fischen, Hunden u. s. w. befinden. Die Neu-Irländer sind freigebig, gastfrei, rein und mäßig, aber wenig geneigt, sich mit den Europäern zu vereinigen und ihre Bildung zu theilen. Sie gehen ganz nackt und sind sehr eifersüchtig auf ihre Frauen; so daß ein Reisender höchstens Kinder weiblichen Geschlechtes sehen kann, deren Schönheit sehr gerühmt wird. Sie sind gewöhnlich schwarz, und einige färben ihr langes wolliges Haar. Die Politur ihrer Waffen bezeugt eine Art von Kunstfleiß, ihre Armbänder aus Muscheln verdienen um der Form und Weiße Willen bewundert zu werden, und ihre Halsbänder, Federbüsche und Angelhacken sind sehr künstlich verfertigt. Ihr Haupt, ihr Hals und ihre Ohren tragen Ausschmückungen, und selbst ihre Nasen sind mit kleinen Federn oder Zähnen geziert, die in dem Knorpel befestiget werden. Sie haben auch musikalische Instrumente: den Tam-ton (die Pansflöte) mit acht Rohrpfeifen und eine Art von Spinett aus dem Holze eines markigen Stammes gemacht; doch kennen diese Naturmenschen nur eine barbarische Harmonie, und ihre einfachen Tänze gleichen jenen der africanischen Sclaven. Bei diesen Inselbewohnern ist es ein Zeichen des Wohlwollens und der Freundschaft, wenn sie die Hände auf das Haupt legen, mit denselben klatschen, oder mit der Zunge schnalzen. Alle ihre Götter heißen: »Bakoni« und sie bringen

keine Menschenopfer. Die Dächer ihrer Hütten sind von Vaccua-Blättern gemacht, die am Ende abgerundet, bis zur Erde herabfallen, und gleichsam das ganze Haus bilden, dessen Länge gewöhnlich 23 Fuß, die Breite 9 und die Höhe 10 Fuß ist.

Die Eingemauerte.

Im Stift Ribe, in der Handelesstadt Ring Kiöbing (Dännemark) hat sich ein merkwürdiger, beinahe schauderhafter Vorfall ereignet. Ein paar Maurer waren gedungen, in der Nacht eine Oeffnung in einem abgelegenen Hause vor der See zu vermauern. Der Mann, der sie für die Arbeit bezahlte; eilte sehr und ging ihnen dabei nicht aus dem Wege. Seine Aengstlichkeit erweckte ihnen Mißtrauen, und da er immer unverwandten Blickes in die Oeffnung schaute, auch ein Mal laut sprach: er habe seine gut geladenen Pistolen nicht weggelegt, so fingen sie bei ihrer Arbeit sehr zu zögern an; einer der Arbeiter erklärte rund heraus, daß er seine verdächtigen Reden auf die Ausführung eines Bubenstücks beziehe, und nicht eher Hand aus Werk legen wolle, bis er eine beruhigende Erklärung gegeben. Anfänglich nahm der Mann einen freundlichen Ton an, da aber beide Arbeiter, hierauf nicht achtend, ihre Werkzeuge wegschleuderten — wurde er brutal, drohte; und zog in der That ein

Pistol aus dem Sacke. Der eine Maurer rang sogleich mit ihm, der andere aber entsprang, um Hülfe zu holen. Der Zurückgebliebene hatte einen schweren Stand; der Verdächtige war weit stärker; bald hatte er das Pistol frei bekommen; da kroch aus dem Loche ein halb nacktes Frauenzimmer hervor, und diese schreckliche Erscheinung machte den Maurer so beherzt, den Mann aber so bestürzt, daß er das Pistol preis gab. Die Unglückliche war mit Stricken gebunden, von welchen sie einen mit ihren Zähnen abgenagt hatte. Schon wollte der schändliche Urheber dieser That aufs Neue Hand an den Maurer legen, und ihm das Pistol entreißen, als dieses los ging und der Schuß in die Mauer fuhr. Jetzt erschienen Leute, und der andere Maurer. Man stand dem Frauenzimmer sogleich bei, und der Schändliche wurde verhaftet.

Die Feuerbraut.

Ballade.

Im Schnee begraben lgg das Land,
Es kniſtert im Gezweige,
Noch weit vom Häuſ' der Pächter ſtand,
Der Tag, der ging zur Neige.

Und wie er eilt auf wüſter Bahn,
Durch todtenſtille Auen,
Da tritt ein hohes Weib ihn an,
Gar ſeltſam anzuſchauen.

Ein feuerfarbner Gürtel ſchmiegt
Sich funkelnd um die Hüften,
Ein Mantel um die Schultern fliegt
Wie Rauchgewölk in Lüften.

Was willſt du, Weib, mit deinem Blick,
Mit deinem Händedrücken?« —
»Ich bin beſtimmt dir vom Geſchick
Und will die Roſen pflücken!« —

»Mich führt mein Weg nach jenem Ort,
Die Kindlein warten meiner,
Der Weihnachtsbaum wird brennen dort
So reich und schön, wie keiner!«

»»Was willst du dort beim Weihnachtsbaum?
Bleib hier, und laß uns kosen;
Wohl macht die Lieb' den Flockenschaum
Den Schnee zu blüh'nden Rosen!««

»Der Baum, der brennt auch ohne Dich,
Die Glut in meinem Herzen
Verzehrt mich Arme jämmerlich —
Erfreun' dich meine Schmerzen?«

Da wendt er sich, hält an den Fuß
Umschlingt sie mit den Armen,
Als sollt' ob manchem heißen Kuß,
Der Winterfrost erwurmen.

Und grad als wär ein Blumenbeet
Das Schneefeld in der Runde,
Ob ihrem Minnespiel vergeht
So manche lange Stunde. —

Und als er drauf mit neuem Muth
Den Pfad war heimgegangen,
Da sieht er Wolken, roth wie Blut
Am düstern Himmel hangen.

Wohl über'm Dorfe steht der Schein,
Der Pächter hats erreichet,
Und wie er sieht die Wohnung sein,
Da bebt er und erbleichet.

Die Flammenarme schlingt ein Weib —
Er kann sie wohl erkennen, —
Um Haus und Baum, den Riesenleib,
Den sieht er schaudernd brennen.

Geruhig sitzt sie da zumal,
In Prasseln und Getose,
Und lacht und wiegt die Kinder all'
Auf ihrem glüh'nden Schooße.

Der Gaugraf.

Sage.

Es war in Kärntens ältester Vorzeit, als die Ungarn das Land durch einen blutigen Einfall verheerten. Die meisten Herren hatten wenig Vorrath, oder zogen selbst gegen die Ungarn aus — und alles, was Waffen tragen konnte, mußte ihnen folgen. So mußten die kleinern Einwohner sich in den Wäldern verbergen, diejenigen aber, welche Waffen trugen, wurden im Kampfe erschlagen, selbst Herzog Eberhard blieb bei Bleiburg mit drei Söhnen und vielen Herren auf dem Felde liegen, und Herzog Conrad bei Augsspurg. Die verlassenen Weiber und Kinder mußten auch ins Gebirg flüchten, da der Feind im Lande sengte und brennte. So wuchsen die Kinder in der Wildniß auf; kamen in keine Kirche, hörten kein Gotteswort, lernten keine Arbeit als Bogenschnitzen, und es wurden Räuber daraus. Der Gaugraf aber verfolgte und strafte sie sehr streng. Es begab sich, daß sie wieder

in seinem Gaue Bauern ausgeraubt, die Leute gebunden und die Häuser angezündet hatten, daß die gebundenen jämmerlich verbrennen mußten. Der Graf gerieth in Zorn, und auf die Nachricht daß sie selbst seinen Adolar umgebracht hatten, stieg sein Zorn aufs Höchste. Alles mußte aufsitzen. Bis in den dritten Tag ging es durch Berg und Thal, durch Schluchten und Wälder, allein umsonst. Die Pferde ermüdeten, den Knechten war das Brod ausgegangen, und sie wollten nicht mehr weiter. Er sah sich also genöthigt, umzukehren. Die Sonne senkte schon ihre Strahlen hinter die Berge, es war Abend geworden, als der Graf mit seinen Leuten vor dem Gemäuer seines Schlosses ankömmt. Der Graf stieg ab, um sich sogleich in seine Wohnung zu begeben; er trat in seiner Heftigkeit fast die Stufen entzwei. Als er sich dem Zimmer näherte, stürzte der Thorwarth, sein alter treuer Diener, eben aus dem Zimmer; bleich und verstört war sein Antlitz. »Was ging hier vor?« donnerte ihm des Grafen Stimme entgegen. Voll Verwirrung und jeden Aufschub für gefahrvoll haltend, achtete der Thorwart nicht des Grafen Worte und rannte die Stiege hinab.

Als der Graf in das Zimmer trat, sah er seine Frau hingestreckt auf dem Sofa liegen, einer Leiche ähnlich, auf der Erde neben dem Sofa lag

ein großes Messer. Ganz außer sich vor Verzweiflung und den Thorwart für den Mörder seiner Frau haltend, stürzte der Graf, sein Schwert ziehend, ihm nach, und da er ihn beim Thore noch einholte, stieß er ihm das Schwert in die Brust, daß er halb todt zu Boden stürzte.

Alles gerieth in Aufruhr. Da der Graf durch diese That seinen Zorn ein wenig gemildert, ging er wieder in das Zimmer, und befahl einigen seiner Diener zu kommen. Die Gräfin kam durch diesen Lärm nach und nach wieder zu sich und erzählte:

»Als ich in tiefer Einsamkeit da saß, über das traurige Ende meines Sohnes nachdachte, und ängstlich auf deine Rückkunft harrte, öffnete sich leise die Thür meines Gemaches, und in einen Mantel gehüllt trat ein Mann herein, seine Gesichtszüge waren wild und fürchterlich, und ich glaubte einen Mörder zu sehen. Ueber diesen Anblick erschreckt, gerieth ich außer mir, schrie um Hülfe und fiel ohnmächtig dahin.«

Der Graf bot alles auf, um der Sache näher auf die Spur zu kommen, konnte es doch nicht dahin bringen, zu glauben, der Thorwart könnte solch eine That ausführen wollen, und bereute seine unüberlegte Hitze. Bei dem Durch-

einanderlaufen der Knechte sahen sie den Thorwart beim Thore im Blute liegen; doch war die Wunde, die ihm der Graf beibrachte, nicht tödtlich, und er verlangte mit dem Grafen zu sprechen. Der Graf davon benachrichtigt, ließ ihn in sein Zimmer bringen, und da er ihn um die Ursache dieses so schrecklichen Ereignisses fragte, antwortete dieser:

»Als ich eben aus dem Garten gehen wollte, sah ich einen Mann, im Mantel gehüllt, die Stiege hinauf gehen, welche zu der Gräfin Wohnung führt, und ehe ich ihm noch nachkommen konnte, hörte ich die Gräfin schon um Hülfe rufen, und einen durchdringenden Schrei ausstoßen. Ich eilte sogleich in meine Wohnung, um Waffen zu holen, und ergriff in der Eile ein großes Gartenmesser, und rannte so in der Gräfin Zimmer, um ihr beizustehen. Da ich sie blaß und einer Leiche ähnlich da liegen sah, gerieth ich außer mir, das Messer entfiel meiner Hand und ich rannte sogleich herab, um Hülfe zu holen, und vermochte nicht dem Grafen, der mir gerade auf der Stiege entgegen kam, dieses Alles in Eile zu erzählen.«

Als kaum der Thorwart geendet hatte, vernahm man aus der Kammer ein tiefes Schluchzen.

Der Graf ging sogleich hin, rieß die Thür auf, und man sah den Menschen in seinen Mantel gehüllt auf einem Sessel dahingesunken. Wie groß aber war das Staunen und Erschrecken des Grafen und der Gräfin, als sie in seinen Zügen ihren todtgeglaubten Sohn Adolar erkannten.

Schnell aber änderte sich des Grafen Schrecken in Freude, er fiel seinem Sohne um den Hals, und fragte ihn, wie er hierhergekommen, worauf ihm Adolar mit matter Stimme die Begebenheit seiner Rettung erzählte:

»Da mich die Feinde gefangen, mit Dolchen gestochen, so daß ich schon die Hälfte meines Geistes ausgehaucht, banden sie mich und warfen mich in den Fluß. Ein alter treuer Knecht von uns, der dies schreckliche Schauspiel sah, stürzte sich, nachdem sich die Feinde entfernt, in den Fluß, und rettete so mit harter Mühe mein Leben, und trug mich in seine Wohnung. Als ich halb zu mir kam, stand ich, da ich Niemanden sah, vom Bette auf, hing den Mantel, der neben dem Bette hing, um, und ging so ermattet nach Haus. Als ich eben hier ankam, sah ich meine Mutter in Trauer versunken allein da sitzen. Durch meinen Anblick erschreckt und mich für einen Mörder haltend, rief sie um Hülfe und fiel in Ohnmacht.

In meiner Schwachheit vermochte ich nicht, ihr beizustehen, und fürchtete auch, sie könnte durch meine Gegenwart und meinen Anblick noch mehr verzweifeln. Ich schleppte mich also in diese Kammer, und fiel, von vielem Blutverlust erschöpft, in den Stuhl.«

Alles war in höchster Freude, den verlornen Adolar wieder gefunden zu haben, welche Freude aber nicht lange währte, denn am andern Tag gab er seinen Geist auf. In tiefe Trauer versunken, beschloß nun der Graf, seine Gaugrafschaft seinem jüngern Sohne Otto zu übergeben, und ließ eine Kirche erbauen, nach deren Vollendung er bald starb. Seinen getreuen Thorwart beschenkte er reichlich, welcher der Frau dienender Knecht bis zu ihrem Ende blieb.

Die Stiftung von St. Georgen.

Legende.

Herr Ottwin, Pfalzgraf in Kärnten und Graf von Görz, besaß viele Güter an verschiedenen Orten und Enden des Landes, hatte aber von seiner ersten Gemahlin nur drei Töchter, und mit der zweiten, Frau Wichburg, einer Gräfin von Spanheim gar kein Kind. Er bedachte, wie schwer es manchem Bürger und Edelmann, wo kein großes Vermögen oder mehrere große Söhne vorhanden, werden müsse, die Tochter gut zu verheiraten, wie mühselig unverheirathete sich durch die unruhige Welt helfen, und welch' trauriges Alter ihnen zu Theil wird. Ueberall, auch in reichen Häusern gäbe es Töchter, die keinen Beruf zum Ehestand fühlen, und das stille Kloster den Sorgen und Unruhen außer demselben vorziehen. Er beschloß also ein Nonnenkloster zu stiften und zu bauen, und die Insel im Langsee, die nur mittelst eines schmalen Weges mit dem Lande zusammenhängt, schien ihm ein trefflicher Platz dazu. Er

betrieb den Bau mit großem Eifer, während Frau Wichburg mit seinen Töchtern in Görz lebte. Da brach im Jahre 976 — die Empörung Hezilos von Baiern gegen Kaiser Otto den II. aus. Herzog Heinrich, der Kleine genannt, hielt es mit Hezilo, und wußte, Gott weiß durch welche Vorspiegelungen, auch den guten Pfalzgrafen mit in sein Verbrechen hinein zu ziehen. Der Bau des Klosters und der Kirche war vollendet, aber beide noch nicht eingeweiht, auch der Stiftbrief nicht ausgefertiget. Der Herzog drängte, ehrgeizige Entwürfe riefen Ottwin dahin, er zog aus; für St. Georgen sollte das Mangelnde bei seiner Rückkunft mit aller Feierlichkeit zu Stande gebracht werden. — Böse That bringt bösen Lohn! — Nachdem durch ein langes Jahr, um des Vortheils einiger Ehrgeizigen Willen, Land und Leute unschuldig gelitten, die Kärntner selbst, deren ein Theil dem Kaiser treu geblieben, ein anderer auf die Seite des Herzogs getreten; unter einander in blutigen Streit gerathen waren, erlitten die Empörer bei Passau eine gänzliche Niederlage. Der Herzog von Franken, der dem Kaiser tapfer zur Seite gestanden, ward mit dem Herzogthum Kärnten belohnt. Auf Fürsprache dieses trefflichen Herrn wurden alle übrigen aufrührerischen Vasallen begnadigt. Ottwin entließ die kleine Schaar seiner übrig gebliebenen Leute und kehrte zurück nach Kärnten. Sein erstes Verlangen war,

zu sehen, ob sein liebes St. Georgen bei dem Partheienkriege im Lande nicht beschädigt worden. Aber welch' ein Anblick erwartete ihn da! — Alles lag in Schutt und Trümmern, die Leute, die er zum Schutz gelassen, erschlagen, und die Farben der Pfannberger und Mordaren aufgesteckt, zum Zeichen, daß es diese seine alten Feinde waren, welche die Gelegenheit ergriffen, ihm empfindlichen Schaden zuzuführen. Die hellen Thränen strömten dem unglücklichen Herrn über den Bart. Bald sah er die Verwüstung an, bald wendete er den Blick gen Himmel durch lange Zeit, ohne ein Wort zu sprechen. Plötzlich schlug er sich mit starker Faust vor die Brust daß es tönte, und ritt stracks hinüber nach St. Veit. Da ließ er auf dem Rathhaus eiserne Briefe vor vielen Zeugen ausfertigen, auch vom Pfarrer ein Briefslein an Frau Wichburg schreiben, wie er es ihm vorsagte. Mit diesem Briefslein entsendete er einen Bothen nach Görz; und von Stund an bis nach seinem Tode hat man nichts mehr von Herrn Ottwin erfahren. — Das Briefslein an die Pfalzgräfin aber lautete:

»Herzliebe Wichburg! Mein Bothe wird dir sagen, wie es in St. Georgen aussieht. Gott hat mich gestraft. Ich habe, von der Welt Eitelkeit angelockt, mein Gott zu Ehren angefangenes Werk unvollendet verlassen; das war eine Sünde. Ich

habe das Schwert gegen meinen Kaiser und Herrn gezogen, das war ein Verbrechen noch dazu. Stolz bin ich gewesen, ich will demüthig werden. Mit den versiegelten Briefen, die ich zugleich schicke, habe ich all mein Hab und Gut zur Hälfte dir, zur Hälfte meinen Töchtern übertragen. Vor dem Throne Gottes sehen wir einander wieder.«

In welche Betrübniß Frau Wichburg und ihre Stieftöchter über diese Bothschaft versanken, läßt sich nicht sagen. Allein die Pfalzgräfin war eine Frau, welche wußte, daß es nicht genüge, zu trauern. Sie war keine Stiefmutter, sie liebte, und ward geliebt, wie eine echte Mutter. Es war alles Ein Herz, Ein Sinn. So beschloß sie denn zu verkaufen, was sie in Görz besaßen, und zu ihrem Bruder Hartwig, Domprobsten von Salzburg zu gehen.

Der Domprobst und die Pfalzgräfin kamen darin überein, daß Herr Ottwin sich wohl nach dem heiligen Lande begeben habe, um an dem Grabe Christi seinen Fehltritt abzubüßen, daß aber Frau Wichburg, wohin er immer sich gewendet haben möge, nichts für ihn angenehmeres beschließen könne, als seine wohlgemeinte Stiftung auszuführen, und Kirche und Kloster wieder aufzubauen. Zu diesem Ende räumte Hartwig, da das Erzbisthum große

Besitzungen in Kärnten hatte, seiner Schwester einstweilen die Veste Tockenbrunn, ganz nahe bei St. Georgen, ein, und gab ihr geschickte Bauleute mit. Der Bau ward im Jahre 978 begonnen, und war im Jahre 995 vollendet. In diesen 17 Jahren kam Frau Wichburg fast täglich von Tockenbrunn herüber, die Arbeiter aufzumuntern und anzuweisen. Im Herbst dieses Jahrs kam Hartwig, der nun Erzbischof geworden, nach Kärnten; der Stiftbrief wurde ausgefertigt, Kirche und Kloster von ihm eingeweiht, und da Frau Wichburg den Schleier nicht nehmen konnte, bis sie nicht gewiß war, daß Herr Ottwin gestorben, oder in ein Kloster getreten war, wurde seine älteste Tochter Hildeburg als erste Abtissinn eingesetzt. An eine Trennung war in dieser Familie nicht zu denken; beide jüngern Schwestern nahmen den Schleier, und auch die Pfalzgräfin wohnte im Kloster bis zu ihrem Tode.

Während nun die gute Frau ihren Eheherrn in einem andern Welttheil entfernt glaubte, war er ihr sehr nahe. Herr Ottwin hatte bei frühern Feldzügen hoch auf dem Berge, der seither der Ottwinsberg heißt, eine tiefe Höhle entdeckt. Dort beschloß er, ein strenges Eremitenleben zu führen, und diese ihm selbst auferlegte Buße sollte dadurch verschärft sein daß er täglich herabsehen müsse auf die Trümmer, die da durch seine Schuld, statt Kirche und Kloster, la-

gen. Weise und gütig aber sind die Führungen Gottes. Frau Wichburg beschloß die Wiederherstellung mit gar geringer Hoffnung, daß der trauernde Ottwin jemahls von diesem Unternehmen und ihrer liebreichen Absicht dabei Kenntniß erlangen werde; und er sah es täglich wachsen und gedeihen. Und womit er ehrlich seine Buße verschärfen wollte, das ward sein Trost und seine Freude. Als endlich der Bau fertig war, und er den Zusammenlauf des Volkes bei der Einweihung sah, und wie seine Töchter nebst vielen andern im Nonnenhabit in das Kloster zogen, und zuletzt die Frau mit ihren Dienerinnen folgte, da ward die Freude dem, durch Entbehrungen geschwächten Körper zu mächtig, und er starb. Landleute, bei denen er manchmahl zur Winterszeit um Brotrinden, wohl auch um ein abgelegtes Kleidungsstück gebettelt hatte, vermißten ihn in jenem Winter, und vermutheten seinen Tod. Erst spät im Frühjahre entdeckten sie seine Höhle, und fanden ihn unversehrt hingesunken vor einem aus zwei rohen Holzstücken gebildeten Kreutze. Er liegt in der Kirche zu St. Georgen begraben, neben ihm die treue Ehefrau, die ihm nach fünf Jahren folgte.

Die Glutrosen.

Es flackern die Kerzen so lustigen Scheins
In des Schenken gastlichem Stübchen,
Denn morgen schon einet der goldene Reif
Den Schenken mit Rosa, dem Liebchen.

Des Bräutigams Mutter, die segnet sie just,
(Der Vater war heimgegangen)
Sie drücket den Sohn und die Tochter ans Herz,
Es leuchten vor Freude die Wangen.

Von Mädchen und Burschen der ländliche Reih'n
In die festliche Stube nun dringet,
Mit purpurnen Rosen umschlingt man das Paar,
Und das Jüngste der Mägdelein singet:

»Wie blühende Blumen, wie glühende Glut,
Die wir Euch zu kränzen hier bringen,
So möge sich stets Euch, wir wünschen es heiß,
Mit Rosen das Leben durchschlingen.«

Der Abend geht hin, es verstummt der Gesang,
Und die Nacht folgt dem fröhlichen Leben,
Es schlummert die Mutter und Carl der Sohn,
Die Braut in dem Häuschen darneben. —

Da donnert vom Schloß her der Mörser Gebrüll,
Und ringsum erdröhnen die Glocken,
»'S ist Feuer!« Hallt schaurig ein einziger Ruf,
Schon wirbelts von feurigen Flocken.

Und Carl fährt auf aus dem weichen Schlaf,
Und eilet die Treppen hinunter,
Da sieht er in Flammen die Häuser all',
Das Haus der Geliebten darunter!

Wohl jammert die Mutter, wohl jammert die Braut,
Wen soll er verzweifelnd erretten?
»Hilf, hilf mein Carl, ich sterbe sonst!«
Umfaßt's ihn mit eisigen Ketten.

»Es muß ja sein!« ruft er, und reisset sich los,
Durchdringet der Gaffenden Reihe,
Und fasset die Mutter mit kindlichem Arm,
Und trägt sie, geborgen, ins Freie.

Schon athmet sie wieder, sie presset den Sohn
An ihr Herz, das dem Tod er entrissen,
Und segnet ihn, wie eine Mutter nur kann,
Und bedeckt ihn mit Thränen und Küssen.

»Ich hab deinen Segen, lieb Mütterchen ja,
Der wird uns im Himmel dort einen,
Doch, lasset mich früher noch sterben für sie,
Ihr lebet und könnt um sie weinen.«

Da blickt er wild auf das Haus nebenan,
Wo Rosa, die Liebste gelebet,
Und plötzlich erbleicht seiner Wangen Glut,
Daß Jeder aufs Neue erbebet.

Und schnell an der Theuren hell loderndem Hauf',
Er den brennenden Giebel erklettert,
Drauf stürzt er sich tief in die Gluten hinaus,
Zerrissen, verbrannt und zerschmettert. —

Wohl ist nun vereinigt das liebende Paar,
Dem das jüngste der Mägdlein gesungen,
Und war nicht ihr Leben, so war doch ihr Tod
Mit glühenden Rosen durchschlungen.

Minona.

Am Fuße des obern Miſſiſſippi befindet ſich ein hoher Berg, die Todtenklippe oder der Mönchenfels genannt, auf deſſen Spitze das Auge eine herrliche Ausſicht über weite Strecken genießt, und die eben ſo berühmt iſt, durch den Raum, den ſie beherrſcht, als durch die That eines Mädchens, deren Andenken noch lange in der Sage und in den Liedern der Bewohner fortleben wird.

Unweit der Klippe wohnte in einem Dorfe Minona, nach der Landesſprache die Erſtgeborne genannt. Sie liebte einen Jäger, ward mit ſeltner Treue von ihm wieder geliebt, in ihrer Liebe aber von ihrem Vater nicht begünſtigt, denn ein ausgezeichneter Krieger ihres Stammes, der mehrmals mit mächtigem Arme das Dorf vor den Einfällen der mächtigen Ehippemäer geſchützt und geſchirmt hatte, und bei Alt und Jung in hohem Anſehen ſtand, warb um der Tochter Herz und Hand.

Die Jungfrau aber liebte ihn nicht, und bestand darauf, nur mit Zio, dem Jäger, sich verbinden zu wollen. Umsonst vergeudeten Brüder und Verwandte Bitten und Drohungen zu Gunsten des Kriegers, umsonst schwur der Vater sie mit Gewalt in seine Arme zu zwingen. Ein entschlossenes beharrliches Weigern war die stete Antwort Minona's.

Eines Tages versammelte sich das ganze Dorf am Fuße des berganfsteigenden Felses, um blaue Farbe zu sammeln, womit man sich zu bemalen pflegte. Hier benützte der Tapfere noch einmal die Gelegenheit, um Minona's Herz und Hand zu freien, und fand sich in seinem Begehren zum wiederholten Male von ihren Eltern mit drohenden Worten auf das eindringlichste unterstützt.

»Ihr treibt mich zu dem Entschlusse,« sagte Minona, »ich erkläre Euch fest und unwiederruflich, daß ich einzig und allein nur Zio liebe, und eher als Jungfrau zu sterben, als einem andern Manne meine Hand zu reichen, entschlossen bin. Ihr wart grausam genug, mich von dem zu trennen, mit dem ich allein leben mag, Ihr habt ihn gezwungen, das Dorf zu verlassen, habt ihn ausgestoßen aus Eurer Mitte, weil er das Verbrechen beging, mich innig und treu zu lieben. Schutzlos irrt nun der Mann meines Herzens in unwirthbaren Wäldern umher, von Gram und

Verzweiflung gepeitscht, ohne Obdach, ohne Lager, ohne liebende Pflege. — Ihr wollt mich mit einem andern verbinden, den ich nicht liebe, Ihr wollt, daß ich seiner vergesse, mich in Eure wilden Tänze reihe, und über seine Abwesenheit nicht seufze. Grausame! Ist das Eure Liebe?

Zerrissen ist das Band, das die Natur um uns schlang, gebrochen die Feder, die mich ans Irdische spann," und indem sie fort und fort die Grausamkeit der Ihrigen mit klagenden Worten rügte, begann sie den Todtengesang, und eilte so schnell wie das Echo dem Schalle, dem Gipfel der Klippe entgegen, stürzte sich herab, und lag leblos und zerschmettert am Fuße des Felses; der Westwind aber trug die Klagetöne der Scheidenden über Flur und Wald, Zion mit leisem Hauche den Tod der Geliebten verkündend. Bleich und entsetzt umstand der Kreis der Verwandten die blasse Leiche, Keiner des Stammes aber geht an der Klippe vorüber, ohne wehmuthsvoll Minona's, des Opfers hartherziger Eltern und der treuesten, innigsten Liebe zu gedenken.

Des Seekönigs Ende.

Mährchen.

Es war ein schönes, rein und purpurglühendes Nordlicht, das seine dunkelröthlichen Strahlen an die hohen uralten Eisreihen Islands warf; Schön-Ella saß auf dem mittelhohen Fels, der halb mit Moos, halb wieder mit kurzem Steingras überkleidet, in die unendliche See hinausragte, die lautlos, als erwartete sie bald irgend ein gewaltiges Regen, oder als wäre sie von stummen Entzücken gefesselt, über die im hellen Glühschein übergüldete Natur; sich unabsehbar zu Ellas Füßen ausbreitete. — Schön-Ella aber sah nur immer, fast unverwandt auf die äußerste Gränzscheide des Horizonts, ob sie nicht etwa einen fernen Punkt auf der hohen See erspähen möchte, der in ersehnter Nähe sich ihr zum Schiff mit Mast und Wimpel entfalte. Warens ja doch zwanzig Wochen, seit Fiölin gegen Drontheim fuhr; und jeden Morgen und Abend kam sie

aus der Waffenschmiede des Vaters; und schaute, von der Felsenkoppe in die Ferne hin, nach Schiff und Segel, und entdeckte doch Schiff und Segel wieder nicht. —

Auf der See aber ward es wach und lebendig; die ungeheure Wasserfläche, die noch eben wie hellblanker Metallspiegel da lag, begann sich zu regen, hundert und hundert kräuselnde Wellen hoben und senkten sich immer höher und höher anschwellend; bis in der Mitte der See eine ungeheure Woge sich niederließ, die Gewässer zu beiden Seiten wie scheu zurückwichen und aus dem keck und rastlos drohendem Wimpel der Seekönig empor ragte; das grün-schwärzlich üppige Gelak von dem goldnen Kronenreif umfaßt, an dem sein Dasein und das Leben seiner tausend und tausend Wassergeister hing; und mit der Faust das Zepter emporhebend, das ihm die Zaubergewalt über die See und das Gnomenreich unter ihm verlieh; der ungeheure, weitfaltige Mantel umschloß ihm die Glieder, und sein majestätisches Auge blickte unverwandt auf das Vorgebirge und den Fels hin, auf dem Schön-Ella saß, denn im Herzen fühlte er gar gewaltige Regung; konnte er sie ja doch wieder sehn und durfte sie doch nicht umfassen; denn (in seinem Elemente hielt ihn der furchtbare Bann) an das Herz griff er sich wohl

glühend und mit inbrünstigem Verlangen, aber unbefriedigt blieb es doch stets und leer; schlug es doch an keiner zweiten Brust. — Die Seegeister aber sahen die finstern Brauen des Königes, und die Zornadern auf seiner Stirn furchtbar hervortretend, und bebend tauchten sie nach dem tiefsten Meeresgrund; herrliche Siegesbeute zu holen, die sie vom widerspenstigen Gnomenvolk erobert, das unter ihren Füßen den Meeresboden trägt, und im tiefsten Erdkern in tausend verworrenen Gräbern und Stollen alle Schätze der Erde schmiedet; die hatten sie bezwungen, wie sie wieder einmal dem Seekönig den Jahreszoll verweigerten; und jetzt holten sie aus dem tiefsten Grund das Gnomengold herauf, das Königsherz zu erfreuen; aber dem frommte ja nicht Gold und Gut; — was sollte ihm der Triumphzug, den er eben mit seinen Wassergeistern gefeiert; so weit er in seinem Reich um sich sah, fand er nur Knechte und keine Seele, die ihn liebte. — Schön-Ella aber war ja vor ihm auf jenem feindlichen Elemente, auf dem er sie nicht fassen konnte. Da glitt er traurig und immer trauriger durch die trichterförmigen Strudel, und immer tiefer und tiefer in sein Haus hinab.

Es war tiefe Nacht; Fiölin noch ferne; Schön-Ella stieg vom Felsensitz herab und wandelte

schweigend den Meeresstrand entlang nach Hause. — Die Wogen schlugen bald kühn an das Land, bald wichen sie wieder, wie feindlich zürnend, zurück; so trieben sie lange darüber sorglos die hinwandelnde Ella, bis endlich eine gewaltig und gewaltigere an sie herbeirauschte; sich zu Schön-Ellas Füßen hinwand; dann aber, wie auseinander gähnend, in zwei gespaltet, das bebende Mädchen umfing.

»In mein Reich! meine Braut!« scholls aus den Tiefen empor, und der Seekönig erhob sich aus den Fluthen, drückte das erbleichende Mädchen ans Herz; und führte sie jubelnd in seinen Seepalast hinab.

Tief am Meeresgrunde wölbte sich ein ungeheurer Saal; corallene Spitzsäulen reich mit Perlen umwunden, tragen in fünffachen Reihen neben einander gebaut, die unermeßnen schwarz herabhangenden, basaltnen Schwibbogen, und an den porphyrnen Wänden und an allen Ecken hoch aufgeschichtet liegt Gold in rohen blinkenden Klumpen, der Gnomen Tribut. In der Mitte aber, ins Gevierte, auf sechs krystallnen Stufen aufgerichtet, steht ein Thron von hellem, reichgetriebenem Golde mit Karfunkeln durchwirkt; da saß der Seekönig,

seine Braut im Arm und um ihn, hochzeitlich geschmückt, die Nixen und Geister, des Königs Brautfest zu begehen. Die Braut aber saß bleicher als sonst und regungslos in des Königs Armen, ihr Auge starr, das Haar, vom goldenen Reif gefesselt, und über den Marmornacken gegossen, die Brust so blendend weiß, wie ein Marmorbild, aber auch so kalt und athemlos. Der König sprach kein Wort; schaute fest und unverwandt nur auf sie, ernster und ernster blickte sein Auge; dann entglitt ihm eine Thräne draus, die erste, die er geweint, und rief durch die lautlose unermessene Halle: »Meine Braut hab ich ertränkt! Und was soll mir denn das Leben, wenn sie nicht lebt, und was soll ich denn herrschen; wenn ich nicht lieben kann, wenn ich tödten muß, was ich umfasse?! An dem Scepter da hängt mein Reich; doch was soll es mir denn? — An dem Kronenreif da mein Leben; und wie kann ich denn leblos lieben! — Und er faßte das Scepter mit beiden Händen (die Wassergeister krochen bang aneinander und zum Throne hin und riefen: »König erbarme Dich!«) doch der König brach am Szepter dreimal und beim drittenmale sprang es klirrend in 2 Hälften; und die Decke des Saales krachte, dröhnend rüttelte es unten am Marmorboden. — Und der Seekönig riß sich, verzweifelnd, die Krone vom Haupt, beugte sich über

seine Braut hin, und schleuderte sie mit Ingrimm gegen den marmornen Boden. Da brachen die Pfeiler und knickten ein, tiefer und tiefer mit dumpfem Gedröhne senkte sich die Decke; der Thron mit seinem Brautpaar versank ins Bodenlose; — der Seekönig hatte geendet.

Der Spieler.

»Verflucht das Spiel! wie neckt mich's doch?
»Wer kreischt mir zu: Setz einmahl noch?
»Auf den König da, s'Zieht mir die Hand;
»Kann's lassen nicht, bin's nicht im Stand;
»Zum letztenmahl! Wirst glücklich seyn.
»Den letzten Thaler noch setz' ich ein.« —
So spricht er zu sich im wüsten Sinn,
Im Kreise der Spieler mitten drinn'.
Der Würfel fällt, das Spiel ist aus,
Noch ärmer als arm geht er nach Haus.
»Den letzen Thaler, und nicht 'mahl mein,
»Es hätte doch können gewonnen sein!
»Das reichte noch hin für Weib und Kind,
»Die morgen vielleicht verhungert sind.
»Die Karten, die hat der Teufel gemacht,
»Die Hölle selber das Spiel erdacht!«
So schleicht er brütend
In's stille Haus,
Manch Fluchwort schüttend
Vom Herzen h'raus. —

Die Mutter schloß
Die Augen kaum,
Ihr Haupt umfloß
Ein schwerer Traum.
Die Kindlein schlafen
So ruhig mild,
Als sollt' ihn strafen
Ihr Engelsbild!
Was blitzt dort so im Mondenschein?
Er spielt um ein blankes Beil?
Da zündet's in der Seele fein
»Auf dich setz' ich nun mein Heil!«
Er faßt die Hacke und schwingt sie hoch;
»Schau her, die Mutter, wie schläft sie doch?
Sollst nimmer erwachen zu Kummer! —
Das Spiel hat der Teufel ausgedacht.
Herab, herab, nun ist's vollbracht!
Nun schläft sie den ewigen Schlummer! —
Und die Kindlein vier und jugendschön,
Die dürfen solchen Gräu'l nicht seh'n,
Was sollen sie ohne Mutter auch,
Mit ihrem Vater, dem tollen Gauch?
Der ihr tägliches Brot verspielte,
Als so lockend das Würfelaug' schielte?« —
Und sachte löst er die Tüchlein ab
Von der Kinder Häuptern, und schlingt sie knapp
Und knapper stets um die Hälschen her,
Bis alle vier Kinder nicht athmen mehr.

Da sieht man den Mond mit tiefem Grau'n
Herein auf die fünf Leichen schau'n,
Und eh' noch sein Licht mit Entsetzen schwand,
Hängt die sechste Leich an der dunklen Wand.
Drauf lacht es tückisch: »Das Spiel ist aus,
Geh' Spieler mit dem Gewinn nach Haus.

Das Felskirchlein.

Nah' an des Rheines blühendem Gestade
Auf grünem, blumenreichen Pfade,
Sah man in längst verklung'nen Tagen,
Ein stolzes Schloß empor zum Himmel ragen,
Das einen Schatz besondrer Art
In seinen Mauern aufbewahrt! —
Sieb'n Jungfrau'n, wie der Engel Bild,
So schön und hold, so fromm und mild,
Die walteten im Hause drinn,
Mit reiner Brust und keuschem Sinn,
Mit einem Herzen voll Erbarmen,
Ein Trost der Leidenden und Armen.

Da brausen heran — Wälder voll Speere —
Wie Wogen des Sturmes, wie Wellen im Meere
Zuckende Leichen — blutige Flammen —
Zeichnen den Weg, den die Würger kamen.
Vom Schreckensnamen: Attila
Erbeben die Völker fern und nah! —
Und wie von des Upas gift'gem Hauch
Die Wiese verdorret und Baum und Strauch,

So von des Verderbens lastenden Spuren
Versinken in Asche die blühenden Fluren.
Der holden Mägde Blicke schauen
Der rohen Krieger wilde Lust,
Mit der Gefahr wächst das Vertrauen,
Der Glaube in der frommen Brust.
Wie auch des Schicksals Wege sich gestalten
Wie auch der Sturm mit schwerem Flügel tobt
Ein Engel wird die Reinen liebend halten,
Es ist ein Gott — Sein Name sei gelobt!

Und tief versteckt im Thale
Da steht ein Kirchlein klein,
Wohl fern dem Sonnenstrahle
Im grünbelaubten Hain.
Die Mutter mit dem Kinde,
Sie zeigt sich hier im Bild,
Die — frei von Fehl und Sünde —
Der Christenheit ein Schild.
Wer mit gebroch'nem Herzen
Und mit gesenktem Blick
Genaht, kehrt frei von Schmerzen,
Mit Trost und Hilf zurück. — —

Und als sie nah'n, die blutbefleckten Krieger,
Und als sie stürmt, die mordgewohnte Schaar,
Da fliehen vor der Wuth der trunkenen Sieger
Die Jungfraun hin zum heiligen Altar;

Doch wie der Tieger nach dem Raube schreitet
So stürzt — im Auge freche Lust und Mord —
Von des Verräthers feiler Hand geleitet,
Die Horde nach der Unschuld heil'gem Port, —
Schon hört ihr Ohr Gebeth in nächt'ger Stille,
Und den Verderbern weiset Kerzenhelle
Die tiefverborgene Kapelle,
Ein Schritt noch — und sie nahen sich dem Ziele! —
Doch Halt! es breitet über dieses Haus
Die ew'ge Liebe ihre Schwingen aus! —
Denn seht, mit Blindheit werden sie geschlagen,
Geblendet ist das Aug', und Thor und Fenster schwinden,
Kein Gotteshaus, nur hohe Felsen ragen —
Aus weiter Ferne tönt im feierlichen Klang
Der frommen Schwestern Grabgesang! —
Noch geht am Rhein, von Mund zu Mund
Die Sage von dem Jungfernbund,
Des mitternächt'gen Wandrers Ohr
Vernimmt erstaunt den heil'gen Chor;
Der steile Fels wird — wie bekannt —
Das Felsenkirchlein oft benannt.

Die drei Fräulein.

Ubald durchzog die Lande,
Und strich um manches Schloß.
Da sah er einst ein Fräulein
Mit Augen braun und groß;
Die umfing mit weißen Armen,
Den geliebten, schönen Mann,
Zog ihn an mit weißen Armen
Doch Ubaldo zog davon.

Es winkt vom selbem Schlosse
Ein zweites Frauenbild,
Das schaut aus blauen Augen
Und lächelt süß und mild;
Die umspann mit güldnen Haaren
Den geliebten schönen Mann,
Zog ihn an mit güldnen Banden
Doch Ubaldo floh davon.

Die dritte Maid im Schlosse
Weiß nicht, wie ihr geschieht,

Mit Armen nicht, noch Haaren
Den Jüngling sie an sich zieht;
Unbewußt ihr von dem Herzen
Knüpft an seines sich ein Band,
Und das zieht sich eng und enger
Bis ein Herz am andern schlägt.

Das Leben der Todten.

Noch färbt die Sonne goldigroth
Der Kirchhofspforte Flügel,
Da pflanzen Aeltern, Kinder, Freund'
Ihr Kerzlein auf die Hügel.

Und wie die Dämmrung niederschwebt,
Sie schweigend All' verschwinden,
Und freuen drauß des Lebens sich
In lebensvollen Gründen.

Ein einzig Pärchen bleibt zurück,
Das kann nicht satt sich weinen,
Der Vater schaut mit todtem Blick
Es an aus kalten Steinen.

Doch wie die letzte Thräne fällt,
Gewältigt sie der Schlummer
Und läßt die müden Seelen ruhn
Von Freuden und von Kummer. —

Da steigt herab so manch ein Bild
Das nie der Bildnermeister

Gemeiſelt hat, zu regen ſich
Wie Menſchen oder Geiſter.

Da drängt es ſich im Mondenſchein
Ein ſteinernes Begegnen!
Und auch der Vater tritt heraus,
Die Kindlein ſtill zu ſegnen.

Mit Kranz und Kreuz und Aſchenkrug
Ziehn Aeltern, Kinder, Freunde,
Die ſchliefen in und auf dem Grab
Umher in der Gemeinde.

Und eh' noch Mitternacht erklingt
Erklingen leiſe Lieder,
Und Marmorbein und Knochenhand
Die klappern auf und nieder. —

Das Liedlein aber klimpert fort:
»Wie ſchön, wie ſchön das Leben!
Ach nur wenn's Leben ſchlafen geht,
Darf Todtes ſich erheben!« —

Und golden ſteigt der Tag empor
Am fernen Himmelsſaume,
Die beiden Kindlein wachen auf
Aus einem ſchweren Traume.

Die Michaelis-Gänse.

Wie wir zu Martini, essen die Leute in London alle am Michaelstage (den 29. September) gebratene Gänse, der Ursprung dieses Gebrauches ist folgender: Am 29. September 1589 hielt die Königin Elisabeth auf ihrer Reise nach Tilburyfort auf dem Landgute Sir Neville Newfrerilles, in der Nähe jenes Schlosses an, um da zu Mittag zu essen, und da gewöhnlich die einfachsten Speisen dem verwöhntesten Gaumen am besten zusagen, so ließ der Ritter der Königin die schönste Gans vorsetzen, die er auftreiben konnte. Als die Königin ihren Appetit gestillt hatte, verlangte sie, um eben so einfach zu trinken, als sie gegessen hatte, Burgunder, und trank auf die Vernichtung der spanischen Flotte. In dem Augenblicke, als die Königin ihr Glas dem sie bedienenden Ritter darreichte, empfing man die Nachricht der Vernichtung dieser spanischen Armada durch den Sturm. Zu Ehren dieser freudigen Nachricht trank Elisabeth ein zweites Glas und befahl, daß an dem nähmlichen Tage alle Jahre eine Gans

auf ihre Tafel kommen solle — ein Gebrauch, der noch heute am brittischen Hof gilt, und den auch das Volk angenommen hat, obgleich die Gänse zu dieser Zeit theuer sind. Weil aber nicht alle Tage Michaelis ist, so gibt mancher Engländer am 29. September für eine Gans 10 Schillinge (6 Gulden.)

Der abgehauene Fuß.

»Das Verderben von Mohats« war vorüber. Mancher reiche Bischof, und der Kern und die Blüthe des ungarischen Adels war mit ihrem letzten Jagellonen mit dem unreifen Jünglinge Ludwig gefallen. Des großen Suleymanns auserlesenes Heer rückte vor das königliche Buda (Ofen) und schon war sein zweites Augenmerk Wien; als in Ungarn, was jenem Unglückstage entronnen, oder durch unübersteigliche, dießmahl gar heilsame Hindernisse nicht dabei zugegen gewesen war, sich von allen Seiten sammelte, unter das, schon mehrmahls gegen die Türken, so wie gegen Georg Dosas Kreuzfahrer und gegen die ihnen zufallenden, aufrührerischen Bauern sieghafte Banner Johann Zapolya's, bald darauf erwählten und gekrönten Königs.

Unter diesen neuen Kreuzfahrern war auch der Burgherr des Löwensteines. Dieser, in seinen ehrfurchtgebietenden Trümmern, in schwindelnder Hö-

he über den senkrecht aufgethürmten Felsen hinaus, über den bodenlosen Abgrund gebaut, glänzt viele Meilen weit ins Land hinaus, ein kleiner Punkt, nur dem scharfen oder bewaffneten Auge sichtbar. Den von den Knabenjahren an heiß und treu geliebten Burgherrn nicht zu verlassen, der ihm mehr ein väterlich und brüderlich gütiger Herr, als nach der Sitte der Zeit ein strenger Gebieter gewesen, war die inständige Bitte des Burgvogtes Andreas Budiath. — Dem Heere zuzuziehen, fiel des Löwensteiners tapferes Häuflein in einen Hinterhalt der weit umher streifenden türkisch-tartarischen Horden. Keiner wollte sich ergeben. Es begann ein wüthendes Gefecht, das sehr vielen Türken das Leben kostete. Aber auch die Handvoll ungarischer Helden schmolz immer mehr, nur zwei von ihnen entkamen auf schnellen Rossen in den nicht fernen Wald, während um den Löwensteiner, und um den ihm treu zur Seite fechtenden Budiath wüthender Kampf der Uibermacht glühte. Die Flüchtlinge sahen leider noch den Herrn und den Diener unter den Säbelhieben und Lanzenstichen der Ungläubigen zu Boden sinken. — Die Trauerpost brachten sie heim auf den Löwenstein. Jedermann zählte die Gefallenen zu den Opfern des neuen heiligen Krieges für Glauben und Sitte, für Freiheit und Vaterland. Todtenmessen wurden um sie gesprochen. In einer so schweren Zeit

wird der Verlust tapferer Männer um so schmerzlicher beklagt.

Dennoch, der Herr und der Diener lebten, aber welches Leben? — Man hatte in den Gefallenen annoch Regungen verspürt, sie auf Rosse gebunden und als Siegeszeichen vor den Pascha gebracht, der empfahl sie seinem Arzt, einem arabischen Juden. Wenige Monate reichten hin zu ihrer Heilung. Der Pascha achtete die kühnen Männer und bot Alles auf, sie für den Islam zu gewinnen. — Renegaten waren es, denen der Halbmond seine größten und glänzendsten Erfolge verdankte. Mit Unwillen, mit Abscheu stießen sie den Antrag von sich, der Pascha meinte, die edelstolzen Ungarn durch Leiden zu beugen, durch Härte zu besiegen. — Der Herr und der Diener wurden an eine Kette geschmiedet, zur härtesten Sclavenarbeit. Beide, aber noch weit sichtbarer der Löwensteiner, wankten dem Grabe zu. Budiath wollte um den geliebten Herrn verzweifeln, doch war sein Muth nicht gebeugt und beständig glühte sein Gehirn von den kühnsten und seltsamsten Entwürfen der Befreiung. Aber leider stand Allem und Jedem die bleierne Unmöglichkeit im Wege. — Den ganzen langen Tag arbeiteten sie im Freien. Abends wurden sie in ihren Kerker zurückgeführt, in dessen langen und weiten Hallen auch von freien Arbeitern

mancher Bau vollführt, Wasserleitungen gebessert, Eingänge gebrochen wurden.

Eines Abends, unbewacht mit einander heimkehrend, sah Budiath in einem öden Winkel ein scharfes Beil liegen. Wahrscheinlich hatte es einer der freien Arbeiter vergessen. Weit gieriger, als einen Kalpak voll Diamanten ergriff Budiath das Beil. Er sah sich ängstlich um, ob ihn ja kein menschliches Auge erblickte, und verbarg seinen Fund sorgfältig unter dem Stroh.

Die Zeit hatte auch den Argwohn der Obhut über die beiden Gefangenen abgestumpft. — Daß sie entkämen, schien eine lächerliche Besorgniß. — Von Menschenwohnungen waren sie ferne. So mochten sie denn in verschwiegener Nacht versuchen, durch gewaltige Hiebe ihre Kette zu zerhauen.

Aber umsonst und vergebens. — Ihre Verzweiflung stieg, und der sonst so standhafte Held des Löwensteins ergoß sich in den wildesten Jammer, die geliebte Gattin und die zarten Kinder und den heiligen Boden Ungarns, nie mehr wieder zu sehen — niemahls! —

Diese Wehklagen zerfleischten des getreuen Dieners Herz. — Seine Augen rollten. Ein selt-

sames Feuer schien durch alle seine Glieder zu zucken. — »Herr, dieses Jammers Zeuge kann ich nicht länger seyn. Der Tod ist nicht so bitter. — Sterben will ich für Euch, aber mein Tod soll Euch befreien. Und nun ein mächtiger Hieb — und Budiaths gefesselter Fuß fiel vom Beine getrennt an die Erde — mit ihm zugleich die hemmende Kette, das schlimmste Hinderniß der Befreiung der Erlösung und der Flucht.

Wie versteinert starrte der Ritter seiner großmuthvollen Diener an. Er wollte ihm helfen, das strömende Blut stillen. Budiath befahl ihm auf einmahl mit herrischer Strenge zu eilen, wenn anders seine Aufopferung nicht vergeblich sein solle, und niederzufallen, wie er Ungarns heiligen Boden wieder erreicht habe, die theure Muttererde zu küssen, und zu verkünden, Andreas Budiath fühle sich in seiner That als ächter Ungar, so muthig als treu! — Der Löwensteiner ging, benützte unverfolgt die ganze Nacht, barg sich mit der Morgendämmerung in einem Wald, labte sich elend genug mit wilden Früchten, sah endlich das Meer und irrte lange an der Küste, bis er einen Schiffer aus Corfu fand, dem er Namen und Stand entdeckte, dem er reichen Lohn verhieß, der ihn von den Ketten befreite, und nach Ragusa brachte.

Bis tief in den Vormittag schwamm Budiath ohnmächtig in seinem Blute. — Mit Todesschrecken fand der Aufseher nur mehr den einen Sclaven und auch diesen mit abgehauenem Fuß, verblutend und dem Ende nahe. Selbst mehr todt, als lebendig brachte er dem Pascha die Meldung des räthselhaften Vorfalls. Unverweilt trat diesermit seinem Arzte vor Budiaths Sterbelager.

Mit vieler Mühe wurde der Edle ins Leben zurückgerufen.

Mit triumphirender Miene bekannte er seine That, und was sein dankgerührtes Herz ihm eingegeben, den milden und geliebten Herrn der Gattin, den Kindern, dem Vaterlande zurückzugeben.

Der Pascha war sichtbarlich erschüttert. Er rollte wild die Augen. Seine Lippen zuckten, doch er schwieg.

»Den entflohenen verfolge niemand«, sprach er endlich und zum Arzte gewendet: »Diesen da zu retten, sei dein höchstes Augenmerk!«

Wirklich genas Budiath in einiger Zeit, nicht ohne Furcht, des Paschas Rache svare ihn nur einem, die andern Gefangenen abschreckenden Tode auf. — Aber Achmet Pascha ließ den Geheilten vor sich treten, lobte seine Treue, schenkte ihm Gold

und Kleider, Waffen und ein gutes Roß. Zugleich befahl er einem Janitscharen, Budiath bis an Polens Gränze zu geleiten, für ihn zu sorgen, für seine Sicherheit zu haften.

Langsam aber glücklich erreichte Budiath wieder das heißgeliebte Ungarn.

Auf dem Löwenstein war über seine wundergleiche Rückkehr gränzenlose Freude. — In dem zum Löwenstein gehörigen Dorfe Mikussoz wurden ihm ansehnliche Gründe als freies, selbstständiges Besitzthum ausgeschieden, und mit der ansehnlichen Schenkung nicht zufrieden, eilte der tapfere Löwensteiner an den Hof, den König bestürmend, den edlen Budiath zum Edelmann zu erheben. Er erhielt als Wapenbild den Löwen und im untern Felde — den abgehauenen Fuß mit herabhangender Kette.

Noch leben Nachkommen dieses Andreas Budiath und in ihnen lebt seine Gesinnung. Sie bewährten sie noch in dem verhängnißreichen Jahre 1809 durch edlen Eifer für den adeligen Heerbann ihrer Gespannschaft.

Inhalt.

	Seite.
Der Fremdling. Legende	3
Scheckimwalds Rosengärtlein: Historische Sage	16
Der Alpenkönig. Sage	24
Johanna von Perchtoldsdorf. Sage	33
Der Wilddieb	38
Die rothe und die weiße Rose	49
O Himmel! war das ein Blick! Ein Wunder aus der Alltagswelt	53
Die Sage von den Nibelungen	66
Das Wiedersehen	76
Der Bergmann und sein Liebchen. Ballade.	83
Gespenster-Geschichten	86
Der Pförtner. Legende	105
Der böse Blick	112
Die Neu-Irländer	116
Die Eingemauerte	119
Die Feuerbraut. Ballade	121
Der Gaugraf. Sage	124
Die Stiftung von St. Georgen. Legende	130
Die Glutrosen.	136
Monina	139

Seite.

Des Seekönigs Ende. Mährchen 142
Der Spieler 148
Das Felskirchlein 151
Die drei Fräulein 154
Das Leben der Todten 156
Die Michaelis-Gänse 158
Der abgehauene Fuß 160

Wunder-Sagen-

und

Gespensterbuch.

Enthaltend:

Spuck- und Geistergeschichten, Volks-Mährchen, Legenden und Historien.

Herausgegeben

von

Peter Schlemihl.

II. Band.

Wien, 1835.

Bei Mich. Lechner, Universitäts-Buchhändler.

Felix und Agathe.

Schon seit vielen Jahren kam der Müller von Seebach, die Säcke auf den Esel gepackt, um Burg Dietrichstein mit Mehl zu versehen; desgleichen that er auch im Kloster und in andern Herrensitzen, denn er war ein weit und breit bekannter und wohlhabender Mann. Eines Tages kam er ohne Mehl, und verlangte mit der Burgfrau zu sprechen. Als ihm das gestattet wurde, fing er an: »Nichts für ungut, gestrenge Frau, ich hätte ein schönes Gebitt. Mein Weib ist mir gestorben. Ich habe also jetzt nur noch zwei Kinder, einen Buben im neunten Jahre, es ist eine ordentliche Freude, wie er heran wächst, ich kann ihn aber schon sehr gut brauchen; und dann ein Mädel, die Agathe, im siebenzehnten Jahre, mit der ist mir aber Angst. Ich solls's nicht sagen, aber wahr ist es, sie ist leicht in der ganzen Gegend die Glocknerin.« »Wie meint ihr das?« fragte Frau Berthild. »Der schönsten Kuh hängt man halt die Glocke an. Das wißt Ihr ja! — Da ich oft den ganzen Tag, wohl auch meh-

rere Tage nicht nach Hause komme, ist es halt eine harte Sache, das Mädel allein in der Mühle zu lassen, denn es gibt gottlose Bursche und schlimme Herren genug; ich möchte sie denn in einem guten Haus in Dienst bringen, am liebsten wäre es mir bei Euch, gestrenge Frau. Sie kann nähen, spinnen und weben, und ist gottesfürchtig erzogen.«

»Führt sie mir vor, ich will sie sehen.«

»Sie steht schon unten im Hof.«

»So laßt sie kommen.«

»Eins muß ich noch sagen: Wann etwann das Mädel auf dem Wege nach der Kirche mit dem Bäckerssohne von Feldkirchen spricht, so geschieht das mit meinem Wissen und Willen, denn Felix ist der einzige Sohn, der heut oder morgen das Backhaus bekommt; und wir haben die Kinder für einander bestimmt.«

Von reitzender Gestalt, blühender Gesundheit war Agathe, die langen Wimpern über den braunen Augen gaben dem frischen Angesicht einen anziehenden, schwärmerischen Ausdruck. Der Frau Berthild gefiel sie gleich auf den ersten Blick, und da die Magd die Fragen so anständig beantwortete, so nahm sie selbe auf der Stelle als Zim-

mermagd auf. Dieß geschah aber zu der Zeit, als Adalbero, des Herrn von Dietrichstein ältester Sohn eben lesen lernte. Agathe saß bei solchen Lektionen öfters nähend an der Seite, und da sie leicht begriff, hatte sie nebenher auch lesen gelernt. Solches bemerkte Pater Cyrill, der Burgkaplan und Lehrer der jungen Herrn, und als er mit Adalbero zum Schreiben lernen kam, unterrichtete er sie auch zugleich. Hatte ihr gutes Geschick ihre Dienstfertigkeit und sittsames Betragen sich schon früher die hohe Gunst der Herrschaft errungen, so galt sie nun desto mehr. Vor allen andern Mägden wurde sie ausgezeichnet, bei welchen sie auch daher in Haß und Mißgunst gerieth, sie schlief oben im Zimmer bei der Beschließerinn. An hohen Festtagen ritt die Herrschaft gewöhnlich zu Predigt und Amt; ein Theil der Dienerschaft mußte in die Frühmesse nach Feldkirchen; die Beschließerin und Agathe aber waren immer bei dem Theil, der mit der Herrschaft ging.

Wie überaus glücklich schätzte sich nun Felix, als er seine Liebste an hohen Festtagen zu sehen bekam, und sie von der Kirche bis zum Dietrichsteiner-Burgthor begleiten durfte; wobei er nicht wenig stolz auf die Schönheit seiner Zukünftigen umher sah. So selten die Zusammenkunft mit seiner Geliebten war, so wußte er doch, er werde einmahl Bäckermeister zu Feldkirchen, und sie sein Weib,

und wartete mit Geduld. Sie wartete noch leichter; das Gefühl der Liebe sollte sie erst kennen lernen. Mit ruhigem Herzen betrachtete sie ihn jetzt als ihren zukünftigen Ehemann, weil sie von Jugend auf gehört hatte, daß er es sein werde, und wußte eben nichts dagegen einzuwenden.

So war das Mädchen einige Jahre auf dem Schlosse, und ihr Ruf wurde durch nichts getrübt, bis der gute Pater Cyrill das Schloß verließ. Der neue Burgkaplan Pater Rembert beschäftigte sich, und seine beiden Zöglinge viel im Garten. Bei diesem Geschäfte ging ihm besonders Otto, der jüngere Sohn des Hauses fleißig an die Hand. Eifrig — wohl auch in Abwesenheit Pater Remberts nahm er sich der Obstbäume und der Blumen an, die Pflege der Gemüse hingegen freute ihn nicht, und es blieb ihm auch nicht Zeit genug dazu übrig. Agatha zeigte bei allen ihren Geschäften Fleiß, Geschick und Ueberlegung, also vertraute man ihr auch dieses, über das öftere Zusammenkommen der jungen Leute unbesorgt; darauf rechnend, Otto's Frömmigkeit und Stolz, Agathens Sittsamkeit und Demuth könne keine Vertraulichkeit zulassen, allein man verrechnete sich. Beide waren von seltener Schönheit, in den Jahren der lebhaftesten Gefühle, und so mußte nothwendig eine wechselseitige Neigung entstehen, und desto leidenschaftlicher werden, je länger sie sich auf

Blicke beschränkte, je deutlicher diese sprachen. Seine Leidenschaft nicht mehr bezähmend, brach endlich Otto das Schweigen, ergriff ihre Hand, die in seiner zitterte, und betheuerte ihr mit einem Schwur, ohne sie wäre sein Leben ein Nichts. Sie schlug ihre holden Augen, feucht von Thränen, nieder, bat ihn mit den schönsten Worten, ihr ruhiges und zufriedenes Leben zu schonen, nicht zu wollen, daß sie als eine Undankbare mit Schande aus dem Hause gejagt werde; zu bedenken, sie sei nicht für ihn geboren, sondern einem andern schon versprochen, und als er mit aufgehobener Hand neuerdings betheuerte »sie nie lassen zu können,« that sie das Beste, und entfloh. Von nun an vermied sie jede Gelegenheit, mit ihm allein in dem Garten zu sein, sie besorgte daher ihre Arbeit zu der Zeit, wenn Otto fischen oder jagen gegangen war, oder wenn die Herrschaft speiste, oder am frühesten Morgen. Die Gewalt, die ihr dieses Benehmen kostete, versenkte sie in Trübsinn; dahin war die harmlose Heiterkeit ihres Daseins, die Lebhaftigkeit ihrer Blicke, die Klarheit ihres Geistes. Felix war ein gutherziger, aber muthloser Mensch, ein schwarzer Krauskopf mit niederer Stirn und Stumpfnase, aus seinen tiefliegenden, trüben Augen sah nichts Angenehmes heraus; ihn mit Ottos herrlicher Gestalt zu vergleichen, konnte sie nicht umhin. Die niedere Stube des Bäckermeisters zu Feldkirchen mit einer feuch-

ten Wand kannte sie wohl; dort zu leben, und bei der harten Feldarbeit mitzuhelfen, erschien ihr nun als eine müselige Zukunft. Zeitlebens auf Dietrichstein zu bleiben, die innigste Liebe zu Otto im stillen Herzen zu tragen, mit dem frohen Bewußtsein seiner Gegenliebe sich zu begnügen, und nicht den geringsten Fehltritt sich zu erlauben, das hielt sie für einen möglichen, und höchst glücklichen Zustand. Solche Gedanken in sich erweckend, gewahrte sie nicht, daß ihre Liebe fast täglich mehr zur Leidenschaft wurde. Felix versäumte nicht die Gelegenheit, sich in der Kirche einzustellen, so oft er vermuthen konnte, daß die Dietrichsteiner-Herrschaft, also auch seine Agathe dahin kommen würde; aber sie wurde immer einsilbiger, und immer hurtiger wurde ihr Schritt; so daß Frau Gertrud, die Beschließerin, dem jungen Paare nicht mehr folgen konnte. Gertrud war redlich und genau, aber alt, sie stand schon seit vielen Jahren im Dienste der Herrschaft, und vor Agathens Ankunft obenan in der Gunst der Herrin. Schon das erregte ihren Groll, als der neuen Magd die Schlafstelle unter ihrer Stube angewiesen wurde, die sie sonst allein besessen, und er mehrte sich noch Vieles, da Agathe nicht unten mit den übrigen Mägden, sondern in den obern Zimmern arbeitete, also öfter, als sie selbst der Herrschaft nahe war. Als jene vollends lesen und schreiben gelernt, und fast täglich etwas für die

Burgfrau aufzuschreiben, oder ihr aus der heiligen Schrift vorzulesen hatte, ja als jene endlich ein gemaltes Bildchen der heiligen Gertrud hatte, und sie, die doch Gertrud hieß, keines, schien ihr der Vorzug, dessen jene genoß, unverzeihlich.

Mit List und Eifer belauerte sie nun alle Schritte der Magd, sie erspähte aus ihrem Fenster, wie heiß und innig Otto ihr seine Liebe erklärte. Dieses der Herrin zu melden, wollte ihr feindseliger Sinn noch nicht, denn sie sah, daß keine Schuld auf die Magd, die entfloh, fallen konnte. Es war ihr Wunsch, eine bessere Gelegenheit abzuwarten, aber vergebens war ihr Hoffen. Sie suchte ihr daher auf eine andere Weise zu schaden. Agathe war wieder einmahl mit Felix schnell, und weit vorausgegangen, und da die später nachgekommene Gertrud den Felix noch ganz trübselig und allein am Schloßthore stehen sah, sprach sie ihn an:

»Was ist dir denn, mein guter Mensch? Du siehst ja aus, als ob du weinen wolltest?«

»Sollte ich nicht trüben Muthes sein,« klagte er, »sie hat wieder auf dem ganzen Wege kein Wort auf mich gesprochen, als ein stilles: Bhüt dich Gott! entschlüpfte ihr hier vor'm Thore aus dem Munde, und damit rannte sie pfeilschnell die Stiege hinauf.«

»Glaub es gern, es wird halt schon wieder Jemand auf sie gewartet haben.«

»Freilich, die Frau. Aber das war ja sonst auch, und sie hat doch freundlich mit mir geredet, und war nicht so eilig, wie seit ein paar Monden.«

»Sie wird noch eine Andere werden; der Jung-herr Otto hat ihr seine Liebe erklärt, und wo so ein vornehmer Herr angreift, will eine arme Magd auch bald.«

Mit offenem Munde stand er da, und stot-terte die Worte, kaum hörbar, hervor. »Ist es wahr?« Die Augenbraunen finster zusammenzie-hend, warf er stumm seine Blicke in den Boden.

»Schlag sie dir aus dem Sinn,« fuhr die Beschlie-ßerin fort, »sie taugt nicht mehr für dich. Ich will dir einen guten Rath geben. Eben habe ich in der Kir-che vernommen, daß der Frater Leonhard, der Klo-sterbäcker, gestern Abends gestorben sei, bist du nun der Erste, der sich meldet, so nehmen sie dich ge-wiß auf. Du bekommst gute Kost und Trunk, und genießest ein ruhiges Leben. Mit ihr ist's nichts mehr.«

Voll Freude und voll Hoffnung, vor der Hand dieses Band zerrissen zu haben, ging sie zur

Burg hinein, und da auch der junge Adalbero, dessen Gegenwart oft zu Agathens Schutz diente, nicht mehr im Hause war, konnte nach ihrer Berechnung die bisherige Standhaftigkeit nicht lange mehr halten.

Felix glaubte sich nun tief genug überzeugt zu haben, daß Agathe ihn nicht liebte, und nie geliebt hatte, und bei seiner Verzagtheit fürchtete er, es könnte ihm übel ergehen, wenn Herr Otto ihn als seinen Nebenbuhler betrachten sollte. Haß konnte er auf die nicht werfen, deren Liebe trotz Allem wie ein Feuer im Innersten seines Herzens unauslöschlich brannte, und ganz und gar für unmöglich hielt er, eine Andere an ihren Platz zu stellen. Traurig schlich er Schritt für Schritt den Schloßberg hinab, und oft mit tiefen Seufzern sich umsehend, und schwere Thränen der Täuschung vergießend, sprach er: »Das tröstet mich noch; so oft sie zur Kirche kommt, kann ich sie auch im Kloster sehen.«

Nachdem ein Paar Wochen verstrichen waren, kam Agathens Vater auf die Burg, und brachte Mehl, und als sie, wie gewöhnlich herabkam, ihn zu begrüßen, fuhr er sie an: »Was ging vor? der Felix ist ins Kloster gegangen?«

»Ich weiß es nicht, Vater. Er ist mir eine Zeit her immer trauriger vorgekommen, ohne daß ich aber die Ursache seiner Traurigkeit zu erfahren vermochte.«

»Du wirst halt schon wieder eine dumme Gans gespielt haben. Wüßte ich, daß du Schuld bist, so schlüge ich dich in den Erdboden hinein.«

»Wir haben keinen Zank gehabt.«

»Jetzt wird man dir gleich einen andern Bräutigam herpfeifen, der dich wieder so gut versorgt. Kannst dienen dein Lebtag.«

»Ich verlange es nicht besser.«

»Wie du dir bettest, so wirst du's haben.« Damit ließ er sie stehen und ging fort.

Wenige Augenblicke fand Otto nur, seiner Geliebten flüchtige Worte zuzuflüstern, immer wußte sie geschickt seine Nähe zu meiden. Er bemerkte schon lange, daß sie gerade zu der Zeit den Gemüsegarten besorgte, wenn er auf Jagd oder Fischfang abwesend war, und eben diese Sorgfalt des Mädchens, jeder ihrer Pflichten treu zu bleiben, vermehrte nur noch seine Liebe, und es war Hochachtung, daß er nicht schon längst sie im Gar-

ten überraschte. Endlich aber von der Leidenschaft seiner Gefühle hingerissen, meinte er, er könne es nicht mehr ertragen; die Liebe zwang ihn, sein volles Herz auszuschütten. Er stellte sich also eines Nachmittags an, als ob er auf den Fischfang ginge, nahm einen Knecht und vieles Fischgeräthe mit, als ob er lange ausbleiben würde, kehrte aber bald wieder heimlich zurück. Das unermüdete Auge der Beschließerin bemerkte dieß. Eben war Agathe unbesorgt bei ihren Pflanzen, reizend in einer lieblichen Stelle darniedergebückt, als sie sich von rückwärts umfangen fühlte. Wie kostbar und theuer dieser so herrliche Augenblick für Otto war, läßt sich leicht vorstellen, aber auch wie plötzlich vernichtend, als Herr Rembert entrüstet vom Fenster herab seinen Namen rief! aber wer hätte ihn gehört, wenn es nicht die hinterlistige und auf jede schickliche Gelegenheit mit Sehnsucht harrende Beschließerin gewesen wäre, welche lächelnd vor der Herrschaft stand, und auf das Fenster deutete: man möge doch in den Garten hinabsehen. Otto ging nun hinauf, und Agathe stand abgewendet mit gerungenen Händen auf ein Geländer sich stützend. Berthild winkte Gertruden zornigen Blickes aus dem Zimmer. Rembert sprach väterlich mit seinem Sohne. Otto betheuerte ihm aber, daß seit drei Jahren der heftigsten Liebe, und seines unablässigen Bestrebens Blicke alles waren,

was er ihrer Gunst abzulocken vermocht, und daß er ihr keine Königstochter vorziehen würde. Der Vater aber stellte ihm vor, er solle bedenken, daß der Name Dietrichstein von dem großen Theoderich von Bern sich ableite, daß er der Stammhalter seines erlauchten Geschlechtes sei, daß er seinen Schild vor dem ganzen deutschen Adel beschimpfen, Vater und Mutter vor der Zeit in die Grube bringen würde, wenn er eine leibeigene Magd zur Gemahlin nähme. Dann stellte er ihm ein herzergreifendes Bild vor, in welche Schmach, in welches tiefe Elend Liebe ohne Heirath eben die geliebte und auf Ehre haltende Magd doch am Ende hinabstoßen müßte. Das Gespräch währte bis zum Abend, und von väterlicher Sanftmuth überwunden, ergab sich Otto in den Beschluß, daß Agathe entlassen werde; leistete auch das Versprechen, sie nicht ferner mit Liebe zu verfolgen. Er setzte voraus, daß sie nicht sogleich, daß sie mit Ehren werde entlassen werden, daß er ihr noch Worte des Trostes werde sagen können. Ganz anders aber hatte es sich inzwischen in der Burg begeben. Je mehr Auszeichnung und Vertrauen ihr die Herrin früher zugewendet hatte, desto mehr war sie jetzt gegen die Magd aufgereizt, und wenige giftige Worte der Beschließerin waren dazu hinreichend, sie zu bewegen, die Dirne auf der Stelle auszuzahlen, und sie aus dem Hause zu jagen. Gertraud hatte

nun ihr Ziel erreicht. Sie lief alsogleich in den Garten, um die Unglückliche aus demselben zu holen, zog sie am Arme in die Gesindstube, zahlte ihr da in Gegenwart der hohnlachend zusammengelaufenen Mägde langsam den abgedienten Lohn aus, verhöhnte und schimpfte sie mit sprudelnder Galle, und stieß dann so die Schweigende aus dem Schloßthore hinaus. Mit gellendem Gelächter folgten ihr die Mägde, riefen ihr Namen nach, wie sie lang verhaltener Groll und rohe Gemeinheit erfinden, und bewarfen sie mit Kohlstrünken und faulen Aepfeln.

Tief von Schmerz und Schande in ihrem Innern ergriffen, lief nun die arme Agathe, einer schwer Verschuldeten gleich, den Berg hinab, lief und wäre sich gern selbst entlaufen. Am See mangelte ihr der Athem, sie mußte langsam gehen. Nur in einzelnen Lauten stieß sie aus tief athmender Brust kaum hörbar die Worte: »Welche Schande! welch' ewige Schande! Niemals, niemals mehr darf ich wieder hinauf, Niemanden unter die Augen treten. Ich habe gefehlt, Gott hat mich verlassen, verlassen für immer; er hat mich gestraft der Allmächtige, und zur Strafe in die schmutzigste Pfütze versetzt!« Sie blieb stehen am Rand des Sees, und sah lang hinein, bittre Thränen rollten aus ihren Augen, und immer tönte

es ihr im Innern: »Der See würde alles rein waschen!«

Inzwischen war ihr Vater mit Mehl auf Moosburg gewesen, und fragte im Vorbeigehen auf Dietrichstein um leere Säcke. Da erfuhr er das Schicksal seiner Tochter, aber mit welch empörenden Zusätzen, kann man sich leicht vorstellen. Voll Grimm schwang er sich sogleich auf sein Saumthier, und eilte ihr nach. Von Ferne vernahm Agathe den Hufschlag, und ihren Vater erkennend, trat sie ihm mit gerungenen Händen bittend entgegen, Trost und Verzeihung glaubte sie im Innern ihrer Seele gefunden zu haben, sie glaubte, ein Vater würde sich einer so tief bereuenden und verzweifelten Tochter erbarmen. Groß aber war ihre Täuschung. »Komm mir nicht vor die Augen!« schrie er ihr entgegen. »Unterstehe dich nicht, mein ehrliches Haus mit deiner Schande zu verunreinigen.« Er stieß sie mit dem Fuße von sich, daß sie rücklings niederstürzte. So mußte sie lange liegen bleiben, ehe sie im Stande war sich aufzurichten. Sie rang die Hände gegen Himmel, Blut schoß ihr aus dem Munde. Sie trat wieder an den See. Sehnsüchtig sah sie in die schaukelnden Fluthen. »Der See,« sprach sie, »würde ja alles rein waschen, würde alles auslöschen, was hier brennt. Alle auf der Burg, mein Vater selber

würden mich bedauern.« Plötzlich aber schauderte sie zurück vom See, die guten Lehren, die sie empfangen, siegten über sie, sie trat zurück in die Straße, und ging weiter fort. Es war finster geworden, Grauen überfiel sie, sie wußte nirgends hin, als doch noch zum väterlichen Hause. Mit Mühe konnte sie nur die Mühle erreichen, sie sah Licht im Fenster, klopfte an der Scheibe und bat mit aufgehobenen Händen und schmerzdurchdringender Stimme: »Helft mir, mein Vater, habt mit mir Erbarmen.«

»Wart, ich helf dir,« donnerte ihr die rauhe Stimme ihres Vaters entgegen, damit stürzte er aus der Thüre, die Peitsche in der Hand. »Habe ich dir nicht mein Haus verbothen? Jetzt pack dich gleich, oder ich weise dir den Weg.«

»Wo soll ich hin, in so finsterer Nacht?! Verzeihung, Vater!« Sie fiel auf die Knie, allein vergebens, denn nichts vermochte mehr, das versteinerte Herz ihres Vaters zu erweichen. »In dem See ist Platz genug für dich, Schandbalg, dort kannst du Verzeihung finden,« war seine Antwort, und schlug nun unbarmherzig auf sie zu, »und nun fort,« rief er, ging in sein Zimmer und verriegelte die Thür. Verzweifelnd entlief sie in den Wald. Sie lief nicht weit, so fiel sie hin,

wie ein gehetztes Wild. — Von den Menschen ausgestoßen, hielt sie sich auch von Gott verlassen. Alle Leiden, die seit wenigen Stunden auf sie eingestürmt, die Hoffnungslosigkeit ihrer Zukunft, das jammervolle Elend ihrer gegenwärtigen Lage brachten sie zu dem unglücklichen Entschluß, so wie ihr der Vater geheißen, ihr Leben zu enden. Mattigkeit und tiefer Schmerz erlaubten ihr nicht, sich vom Boden zu erheben, nur mit schwerer Mühe konnte sie sich in schwarzer Waldesnacht von Baum zu Baum durchhelfen, aber den See zu finden, war ihr nicht möglich. Erschöpft sank sie nieder, sie lag mehr in Betäubung als im Schlaf, bis endlich die Strahlen der schon hochstehenden Sonne sie weckten. Von Jugend auf an das Gebeth gewohnt, bethete sie jetzt gleich nach dem Erwachen, und eine leise Hoffnung, daß vielleicht über Nacht der Vater milderen Sinnes geworden, erwachte in ihrem Herzen. Nochmals ging sie auf die Mühle zu. Ihr Bruder, zu einem stämmigten Burschen herangewachsen, saß gerade auf der Bank vor der Thüre.

Verweint bat sie auf ihren Bruder zu, grüßte ihn, und bat ihn, er möchte den Vater auf ein Wort herausbitten. „Der Vater ist schon früh fort," erwiederte er.

»So will ich warten.« — Sie wollte in das Zimmer, er aber sprang auf und vertrat ihr den Eingang.

Sie setzte sich auf die Bank. Sie dachte nach, die Ereignisse von gestern gingen reihenweise an ihr vorüber. Einmal in früherer Jugend war sie mit ihrer Mutter im Bäckerhaus zu Feldkirchen gewesen, außerdem hatte sie nichts als das väterliche Haus, die Kirche und die Burg Dietrichstein gesehen, alle Menschen, die sie kannte, waren ihr feindselig bis auf Einen, aber der konnte nicht helfen. So saß sie einer Büßerin ähnlich, deren Herz eine schwere Last darniederdrückt. »Wie sollte ich,« dachte sie, »zu einer Zeit, wo Männer nicht unbewaffnet ziehen, allein in die weite Welt gehen! Nein, der Tod allein nur bleibt mir übrig, wenn der Vater sich nicht versöhnen läßt. Wie glaubst du denn, Bruder,« sagte sie, »wird der Vater mir niemals mehr verzeihen?«

Ihr verweintes und schlechtes Aussehen erweichte nun das Herz ihres Bruders, und er rieth ihr, sich nicht vor dem Vater sehen zu lassen. »Wenn er dich erwischt, hat er gesagt, so wirft er dich in den See!«

»Allmächtiger Gott!« rief sie aus, »so ist es denn dein Willen, wie meines Vaters Willen!« — Ihr Entschluß war nun gefaßt.

Dumpfe Stille herrschte. Nach einer Weile sagte sie zum Bruder: »Du thust mir wohl zur guten Letzt noch den Gefallen, und bringst mir eine todte Kohle heraus.«

Er sah sie groß an. »Um etwas aufzuschreiben,« sagte sie. Er ging hinein und brachte die Kohle.

Sie zog ihr Gertrudenbildchen aus dem Brustlatze hervor, und schrieb auf die weiße Seite, auch zog sie ihr Geld hervor, das man eilig in ihr Tuch geschüttet hatte.

»Das ist mein verdienter Lohn,« sagte sie, »du kannst dieß Geld dir verdienen, wenn du mir versprichst, dies Bildchen auf Burg Dietrichstein zu tragen, und es dem Jungherrn Otto auf die Hand zu geben.« Er versprach es hoch und theuer. »Nun nimm hin,« sprach sie, »es möge dir besser ergehen, als deiner armen Schwester.« Damit ging sie dem See zu.

Auf dem Bildchen war geschrieben: »Gott vergebe Euch und mir. Wenn ihr fleißig fischet im

See, könnt Ihr vielleicht finden, was einst Agathe gewesen. Sorgt für ein christliches Begräbniß.«

Ein steiler Fels senkt sich am Fuße der herrlichen Alpe in den See, Agathe bestieg ihn, scharf und wild strömte ihr der Wind entgegen, als wollte er sie zurückhalten von dieser schaudervollen That; allein sie bemerkte das nicht, und schritt mit starrem Auge fort. Oben warf sie sich auf die Knie, um noch einmahl inbrünstig zum allmächtigen Vater zu bethen. Der Wind ward zum fürchterlichsten Sturm, riß ihr die Kappe vom Kopf, und hatte sie weit in die empörten Wellen geschleudert. So kniete sie nun am Fels, mit wild im Sturme flatterndem Haare, die Hände krampfhaft ringend, todtenbleich, Verzweiflung ihre ganze Seele erfüllend, ein Bild schrecklicher Verlassenheit. Die Wellen rauschten hoch und stürmend auf, schienen nach ihr zu verlangen, und sie in ihren Abgrund zu rufen. Entschlossen richtete sie sich empor. Ein Schritt nur noch trennte sie vom ewigen Abgrund, Leben und Tod kämpfte in ihrem Innersten. Da erbarmte sich der gütige Vater im Himmel, denn nicht mehr vermocht er diese Jammerscene zu schauen. Plötzlich fühlte sie sich am Arme festgehalten; eine unbekannte Dame stand neben ihr, hoch von Gestalt und An-

sehen, mit dunklem Aug und langem Haar, in grünem Gewande, goldner Kette auf der Brust, bedeckt mit purpurrother sammtner Mütze. Die Frau führte die Verlassene vom Felsrande weg, stellte sich vor sie hin, sah sie eine Weile mit ernstem Blicke an, dann begann sie »Agathe! wo wäre jetzt deine für den Himmel geschaffene Seele, wenn ich nicht als deine Retterin erschienen wäre?« Die Magd verhüllte mit beiden Händen ihr Angesicht und verneigte sich tief.

»Was denkst du nun zu thun?«

»Ich will büßen, will Alles leiden. Ich werde wieder zum Vater gehen.«

»Da wäre die Verführung zu nahe, du mußt ins Kloster.«

»Ja, ja,« rief sie freudig auf, »das wäre ein Glück für mich. Allein, wie werden sie eine fremde Magd gleich aufnehmen?«

»Folge mir, ich werde dir dazu helfen, sprach die Frau, und führte die Zitternde durch den Wald auf die Straße. »Hier rechts hinab an dem Glam führt der Weg nach St. Veit, noch vor Abend kannst du dort sein. Geh im Vertrauen auf Gottes Schutz, bethe unterwegs, sieh nicht rechts noch

links, es wird dir nichts geschehen. Wie du in die Stadt kommst, frage beim dritten Haus zur rechten Hand um die Wittwe Irmengard. Sag ihr, Wichburg, die Pfalzgräfin lasse sie grüßen, und sie soll dich nach St. Georgen ins Kloster führen.«

So sprach sie und verschwand. Gewaltsam wirkten die Reden der Frau, welche die geheimsten Gedanken wußte, auf die Magd, und ihr plötzliches Verschwinden durchschauderte sie. Das Gestern schwand ihr in eine ferne Vergangenheit, vor dem Heute entsetzte sie sich; kein anderer Gedanke konnte ihr übrig bleiben, als der: im Kloster allein nur sei Heil für sie! Sie that also, wie ihr geheißen worden, fand Frau Irmengard, und entrichtete so Gruß wie Auftrag.

»Die Pfalzgräfin Wichburg läßt mich grüßen, und du willst ins Kloster?« fragte die Alte und sah sie verwundert an; sie glaubte nämlich eine Wahnsinnige vor sich zu haben, denn ihr Aussehen, die herabhängenden Haare, der unsichere Blick, das beschmutzte Gewand, der Straßenstaub auf den Schuhen und ein Gruß von der längst verstorbenen Pfalzgräfin konnte die Alte zu keinem andern Glauben bringen. Gutmüthig, wie sie war, bedachte sie sich nicht lange, das verlorne Wesen,

das — wie sie glaubte — der Zufall vor ihre Thüre gebracht, über Nacht zu beherbergen.

»Du wirst hungrig sein, armes Ding?« sagte sie, als sie in die Stube traten.

»Das nicht, aber sehr müde« antwortete Agathe.

»Da kann ich auch helfen. Drin in der Kammer steht ein gutes Bett.«

Agathe wankte hinein und schlief in wenigen Minuten. Als der frühe Morgen sie weckte, ordnete sie ihr Haar und reinigte so viel wie möglich ihre Bekleidung, auch hatten Blick und Züge nichts Befremdendes mehr, als Irmengard sie wecken kommen wollte. Ihr jetziges Aussehen, ihr heiterer Blick, ihre Antworten, verdrängten mehr und mehr in der Alten den Glauben, daß sie eine Wahnsinnige sei.

»Wer sind denn deine Aeltern, und woher kommst du denn?« fragte die Alte.

»Es ist wohl das Beste und nothwendig für mich, daß ich ganz aus der Welt trete und sie ganz vergesse, auch von der ganzen Welt außer dem Kloster vergessen werde.«

Nur ein Anstand noch, eben der größte, blieb der Alten übrig, und sie fragte weiter: »Wie und wo kamst du denn mit dieser vornehmen Frau zusammen, von der du mir den Gruß und Auftrag überbrachtest?«

»Unvermuthet, fern von Wohnungen.«

»Wie sah sie aus, wie war sie gekleidet?«

Agathe beschrieb das sehr genau. »Gott steh' mir bei!« rief Irmengard, und sank in den Stuhl zurück. »Das war wirklich die Pfalzgräfin Wichburg selbst, die Stifterin von St. Jörgen. In dieser Kleidung haben wir sie begraben. Kein Zweifel bleibt mehr übrig. Sie war meine gütige Frau bis in den Tod, ihren Befehlen muß ich gehorchen. Komm, wir gehen gleich nach St. Jörgen.

Die wunderbare Hilfe Gottes erkennend, faltete Agathe die Hände, und sie gingen. Als sie nun aus dem Wald herauskamen, zeigte ihr die Alte das Kloster das mitten im Langsee, der beinahe das ganze Thal ausfüllte, steht; mitten im Kloster ist die Kirche, und ringsherum der große Garten mit Mauern umfangen. Es ist ein gar wohl verwahrtes Kloster, man kann nur auf einer schmalen Landzunge dazu, und diese ist draußen von dem Wachthaus verschlossen, wo dreißig bewaffnete

Knechte unter dem Befehl eines St. Veiter Edelbürgers liegen.

Im Kloster angekommen, ward über Irmengards Bericht Agatha ohne weiteres aufgenommen, und ihr der Klostername Wichburgis gegeben.

Ihr Bruder hatte inzwischen sein Versprechen gehalten. Otto hatte nur gewußt, daß Agathe verabschiedet war, die schmähliche Art war seinen Aeltern selbst unbekannt. Wie erfreut war nun Otto, als ihm Agathens Bruder das Bild überbrachte, schnell lief er damit zum Burgkaplan, er selbst konnte nicht lesen; aber ach, wie schnell änderte sich seine Freude in tiefen Schmerz, als ihm dieser den Inhalt eröffnete; schnell stürzte Otto nach dem Stall und sprengte, ohne Sattel, auf die Gefahr, sich den Hals zu brechen, den Schloßberg hinab, dem See zu. Bald holte er den heimkehrenden Buben ein. »Wann hat dir die Schwester das Bild gegeben?« schrie er ihm zu.

»Es mögen drei Stunden sein, oder was dergleichen; wie der starke Wind anfing« war die wahrhafte Antwort.

Noch hoffend, daß sie vielleicht gesäumt, daß sie wieder zum Leben gebracht werden könne, eilte

er zum Kloster, und bath dort, ihn im Suchen zu unterstützen, Geistliche ritten aus nach allen Seiten, Fischer und andere Dienstleute fuhren in den See nach allen Richtungen, auch Felix wagte sich hinaus in einem hohlen Baume; kein anderes Fahrzeug war mehr da. Nach langem Suchen fand er allein mitten im See Agathens Kappe, sie wohl erkennend, sah er sie starr an, setzte sie auf, und mit hängendem Kopfe ruderte er auf seinem schwindelnden Fahrzeug zum Kloster. Wahnsinn hatte den armen Menschen ergriffen. Wie ein Verwirrter setzte Otto über Gräben und Felsen, gleich dem wilden Jäger um den See, allein vergebens war sein Bemühen. Er kam wieder nach dem Kloster zurück und fragte: »Hat denn auch hier Niemand die Arme gefunden?«

»Ich, ich habe sie gefunden,« rief Felix »da habt ihr sie,« und reichte ihm die Kappe, »das übrige muß ich erst nachsuchen.«

Alle kamen endlich zurück, und Niemand zweifelte an Agathens Untergang. Aus dumpfem Schmerz sich erhebend, stieß er die Worte aus: »Um christliches Begräbniß hat sie insbesondere gebethen, der Leichnam muß sich doch noch finden lassen.

»Oh,« erwiederte ein Fischer, »für unsere Welse von 200 Pfund ist so eine Dirne nur ein Paar Bissen sammt dem Gewand; was die einmahl packen, davon kommt nichts mehr auf die Oberfläche des Wassers.«

»Es ist nicht wahr, sie ist noch ganz,« donnerte ihm Felix ins Ohr und lief davon.

Da der Mensch still und friedfertig war, und seine Bäckerei ordentlich besorgte, machte man sich im Kloster wenig aus dergleichen Reden.

Es wußte aber Niemand, daß er alle Nacht über die Hofmauer stieg, und in seinem hohlen Baume mit brennender Spanfackel kreuz und quer schwindelnd auf dem See vergeblich seine Verlobte suchte, die Landleute, die spät des Abends gingen, glaubten Agathens feuriges Gespenst zu sehen, als sie von ferne die Flamme auf dem Wasser umherschweben sahen.

Von dieser Zeit an war Ottos Geist wie darniedergeschlagen, still und eingezogen war sein Benehmen. Fischfang und Jagd, sonst seine Lieblingsbeschäftigungen, übte er selten. Das Leben auf Dietrichstein war nicht gemacht, einen so schwermüthigen Sinn aufzuheitern. Rembert sah nun seinen

Sohn von tiefer Schwermuth niedergebeugt, er wollte ihn aber nicht in Mißmuth versinken lassen; wohl wußte der Vater, daß er nie unterließ, was er für Pflicht erkannte. Er sprach also einst so zu ihm: »Als Schirmvögte des Klosters haben wir das Recht, auf des Klosters Besitzungen zu fischen und zu jagen. Als wir das Letztemahl dort zur Kirche waren, hast du gehört, wie der Abt mir klagte, daß der Treffner Wald voll Wildes stecke, welches den armen Leuten weit umher großen Schaden zufüge, dessen Feldfrüchte abfresse, das kärgliche Vieh raube. Wenn man Knechte allein auf die Jagd schickte, das gäbe nichts aus, es fehle an Muth und Eifer; Geistliche seien noch weniger dazu geeignet. Jetzt, mein Sohn, ists nicht mehr unser Vogteirecht, es ist unsere Vogteipflicht, wenigstens einmahl jede Woche im Treffner Wald, wo man zu Pferde nicht fort kann, und jeden Schritt den Weg sich bahnen muß, zu jagen. Dazu bist du in voller Jugendkraft mehr geignet als ich. Es ist also an dir, meine Pflicht zu übernehmen, so wie du einst meine Güter und Rechte übernehmen wirst.«

»Mit Freuden, lieber Vater! sollte auch, wie ich wünsche, Gott mich vor Euch abfordern.«

»Höre zuvor noch meinen Rath: Auf dem Landwege ist in den Treffner Wald eine weite Strecke,

und unmöglich könnt ihr wieder in einem Tag zurück sein, wenn ihr tiefer hineindringen und etwas ausrichten wollt. Fahrt ihr aber hin und her gerade über den See, so erspart ihr drei Stunden.

»Mir graut vor dem See.«

»Laß mich dergleichen Worte nicht wieder hören. Dietrichstein und Furcht haben nicht auf einer Stelle Raum. Das Klosterschiff trägt alle Knechte und Hunde, du mit Gotthard deinem Leibdiener, nimmst des Abtes Schiff. Morgen früh brecht gleich auf.«

»Wie ihr wollt, und möge es gut gehen.«

Wirklich ging es auch einige Wochen gut. Muth und Eifer wuchsen mit jeder Jagd. Die Beute war so groß, daß, obwohl man das Fleisch der erlegten Thiere in den See warf, und auch Otto jedesmahl dem Kloster ein Geschenk an Hirschen, Wildschweinen und Auerstieren lieferte, die Saumthiere kaum zureichten, die Häute nur auf die Burg zu bringen. Innig freute sich Rembert, seinen Sohn an dieser mannhaften Beschäftigung so lebhaften Antheil nehmen zu sehen. Schon war das Wild so gelichtet, daß Otto nur noch eine Jagd nöthig fand, doch mit dem Vorsatz, bis an das Ende des Waldes

vorzudringen. Immer muthiger wurde die Jagd, und je mehr sie es ward, desto weiter zerstreuten sich die Knechte, so wie sie den Wald betraten. Otto war immer voraus. In der Mittagsrast fand sich dießmahl kein Anderer als sein Gotthard zu ihm, und auch dieser verlor sich, indem er Nachmittags einen angeschossenen Hirsch verfolgte. Otto war allein, ein großer Hund war sein einziger Gefährte, als ein wilder Auerstier auf ihn losrannte, aber unverzagt und gefaßt legte er den Pfeil auf die Armbrust, und traf den Stier in die Schultern, der Hund sprang sogleich auf den Stier zu, packte ihn am Ohr, Otto eilte hinzu, faßte ihn an beiden Hörnern und drückte ihm den Kopf zu Boden. Ein zweiter Pfeil auf ihn losgedrückt, wäre dienlicher gewesen, denn nicht hatte in der Jägershitze Otto's Muth bedacht, daß er nun mit keiner Hand auslassen dürfe, sollte das wüthend gewordene Thier, dem er gerade vor dem Kopf stand, ihn nicht in die Luft schleudern. Er schrie gewaltig, aber keiner von seinen Leuten, weit zerstreut, vernahm durch des Waldes Dickicht seine Stimme, den Gotthard hatte der angeschossene Hirsch bis mitten in den Wald zurückgeführt, die Sonne zeigte schon die Stunde, in der man sich gewöhnlich zu den Schiffen wandte, er hielt sich für weiter entfernt, als er war, glaubte, Otto sei schon voraus, und eilte aus dem Wald. Er sah aber niemanden

bei den Schiffen, als den Knecht, der des Abtes Schiff ruderte. Er stieß in das Horn, und von ferne antworteten die Hörner der Knechte, nicht war es aber das wohlbekannte Horn seines Herren. Er bestieg also das Schiff, und ließ sich eine Strecke weit hinauf rudern, um von einer andern Seite des Waldes in das Horn zu stoßen. Ein dichter Nebel lagerte sich inzwischen über See und Land, und es fing an zu dunkeln. Von Furcht ergriffen, es könnte auf der Ueberfahrt ganz finster werden, und ihnen die feurige Agathr begegnen, schleppten die Knechte mit aller Anstrengung das erlegte Wild aus dem Wald und an den See. Sie sahen das Klosterschiff allein, das andere zu sehen, hinderte sie der Nebel. In der Meinung, von ihrem herzhaften Führer zurückgelassen zu sein, verloren sie jeden Muth und vollends den Kopf, zwar hörten sie von Zeit zu Zeit Gotthards Horn, allein in der vorgefaßten Meinung, daß sie die letzten seyen, und in der Angst, das Schiff schnell zu beladen, waren sie nicht aufmerksam genug, und hielten das für Rufen aus dem See, eilig nachzukommen. Kaum war also die Beute und der letzte Mann im Schiff, so ruderten sie mit vereinigten Kräften. Bei allmählig einbrechender Dunkelheit und Nacht verfinsterte sich auch immer mehr und mehr der Wald, und Otto stand noch in derselben Stellung vor dem Stier, schon fühlte er sich verloren, sein Rufen hielt er für

fruchtlos, seine Arme waren schon ganz erstarrt, als plötzlich ein Mann von riesengroßer Gestalt, durch das Dickicht brach, der am entgegen gesetzten Ende des Waldes sein Rufen vernommen; in der einen Hand Pfeil und Bogen, und eine schwere Keule in der andern. Otto's Stellung erblickend, erhob er die Keule, und streckte auf einen Streich den Stier todt zu Boden.

»Ich danke dir für den Dienst, den du mir geleistet.«

»Laß mir den Stier dafür.«

»Herzlich gern. Zeigt mir aber dagegen den nächsten Weg zum See.«

»Den weis ich nicht.« sprach der Mann, warf den Stier auf die Achsel und ging fort, woher er gekommen.

Otto nahm nun seine Richtung auf gut Glück, und stieß oft in das Horn; Gotthard blies nun aus Leibeskräften, endlich fanden sie sich zusammen. Darüber war es Nacht geworden.

Als Otto das Schiff bestieg, fragte er den Ruderknecht: »Getraust du dich jetzt noch in Re-

bel und Finsterniß den geraden Weg nach Ossiach hinüber zu finden?«

»Damit hats keine Noth, wenn uns nur sonst nichts begegnet.«

Sie fuhren nun ab sammt dem getreuen Hund. Als sie kaum eine Stunde gefahren, rief Otto: »Ich sehe Licht, sollte denn das schon das Kloster seyn?«

»Noch lange nicht, wir sind kaum halben Weges,« erwiederte der Ruderknecht.

»So müssen wir uns verirrt haben, ich sehe eine Flamme.« Der Ruderer sah sich um, warf das Ruder weit weg, und schrie: »Gott sei bey uns, die Agathe!«

Schauerlich war es zu schauen, wie im schwarzen Gewand mit krausem Bart und Haar, bleichgelb wie ein Gespenst, Felix uns dichtem Nebel hervor erschien, das Ruder in der einen, in der andern Hand die Fackel in tief gebückter Stellung, als ob er suchte, und in dem schaukelnden Stück ausgehöhlten Baumes wundersam das Gleichgewicht erhielt. — Plötzlich wendete er hart an das Schiff. »Gib mir die Agathe heraus, Otto!« kreischte er, »du hast

ſie verſteckt, da unten im Waſſer.« Und er ſchlug mit der Fackel auf ihn. Der Hund ſprang ihm auf den Leib, er ſtürzte rücklings über, doch mit ihm auch Otto, den er am Koller hielt; die Fackel erloſch. Man hat von Beiden nie wieder gehört, noch ſie geſehen.

Der Astrolog.

1.

Die Jagdgesellschaft war so ziemlich ermattet nach dem Försterhause zurückgekehrt, wo es wohl that, eine geheizte Stube und tüchtiges Abendbrod zu finden. Alles beeiferte sich, um den dampfenden Schüsseln seinen thätigsten Antheil zu bezeigen, und selbst der junge Doctor, der auf der ganzen Parthie von nichts anderm, als von den Jagdgesetzen der verschiedenen Zeiten und Völker — und der herrlichen Therese, so hieß nämlich des Försters blühende Tochter, gesprochen hatte, vergaß über dem Naturgesetze alle menschlichen Theorien, und warf seine zärtlichsten Blicke einer Rehkeule zu, die von einem wahren Zauberduft umflossen, der geschmackvollen Dekorationen gar nicht bedurft hätte, mit welchen das lieblichste aller Försterskinder ihre magische Erscheinung verklärte.

Eine fast feierliche Stille, welche, während der an besagter Keule vorgenommen Operation ein-

trat, ließ wohl errathen — auf welchen Gegenstand die allgemeine Aufmerksamkeit gespannt war.

»Endlich aber,« nahm der Förster das Wort: »Ich bitte Sie, meine Herren; diese Keule mit besonderer Aufmerksamkeit zu verzehren, da das Reh, dem sie noch vor wenigen Tagen angehörte, von der Fürstin Heinriette in Begleitung meines Waldmann höchst eigenhändig geschossen wurde. Die junge Fürstin, wie sie wissen, eine große Jagdliebhaberin, ließ mir die Keule mit einem höchst verbindlichen Schreiben zustellen, in dem sie mir für das Vergnügen dankte, welches ihr die Geschicklichkeit meines meisterhaft dressirten Hundes — ihre eigenen Worte — verursachte.«

»Ja,« rief der Rentmeister — mit fast begeistertem Feuer, »das muß man sagen, — diese Gabe, den Jagdhund zu behandeln, hat vielleicht im ganzen Königreiche niemand mehr in dem Grade, als unser braver Förster. Ich habe die unzweideutigsten Proben.«

Der Rentmeister hatte zu dieser Tirade einen gewaltigen Anlauf genommen, und mußte sich beeilen, das Versäumte einzubringen; der Förster aber lächelte ob solchen Lobspruches gar wohlgefäl-

lig und fuhr fort — den Strom seinen Rede durch mäßige, gastronomische Pausen unterbrechend.

»Mir ein solches Lob anzumaßen, daran hab ich nie gedacht, gewiß ist es aber, meine Herren, daß sich niemand vielleicht mit der Physiologie und Psychologie des Hundes so emsig beschäftigt und seine Natur in ihren leisesten Abstufungen so unermüdet studirt hat, als eben ich —«

»Das muß,« unterbrach der Doctor — das erste Mahl zum Wort kommend, »eine Sache von außerordentlicher Belehrung seyn.«

»Und warum nicht ?« — fuhr der Förster fort, ohne an des Doctorleins Halbironie irre zu werden — »welches Studium wäre wohl nicht lehrreich, wenn man's darnach angreift?! —«

»Gibt es doch Rechtsgelehrte, welche Schmetterlinge sammeln — beschäftigen doch Hippokraten ihre hohe Aufmerksamkeit mit Kröten und Eidechsen — ja es gibt sogar Naturforscher, die gewisse Ungeziefer, die uns wahrhaft schrecklich sind, zahlreich um sich versammeln, und die nichts so sehr bedauern, als daß sie für ihre Blattläuse keinen englischen Garten anlegen können. — Wie groß hingegen steht der Hund in der Schöpfung da! — Wie edel ist

seine Art — wie nahe kommt seine Ausbildung dem menschlichen Verstande — in welcher inniger Freundschaft lebt er mit dem Herrn der Erde! — Wer ist des Menschen edelmüthigster, aufopfernd ster Begleiter? der Hund! — Wer schützt ihm Leben und Eigenthum? der Hund! — Wer hilft ihm alle übrigen Thiere überwinden und unterjochen? der Hund! Kurz, der Name Hund ist höchst wichtig im Plane der Schöpfung. —«

»Die Geschichte,« fiel der Doctor ein, »weis't auch zu allen Zeiten auf Hunde hin.« —

»Recht so,« — eiferte der Förster, — »auf das wollte ich eben kommen. Weit verbreitet, wunderbar verschieden, allenthalben den Bedürfnissen des Bodens und Klimas anpassend, — zu allen Zeiten — bei allen Völkern kommen Hunde vor — und es geschieht nicht selten« — —

»Halten Sie ein, Herr Förster,« erwiederte Major Felsenheim — der bis jetzt schweigend zugehört dem beredten Panegyriker der Hunde. »Ich kann in die Lobsprüche, welche Sie diesen Thieren spenden, durchaus nicht einstimmen. Sie gehören zu dem Geschlecht der Raubthiere, und sind, ihrer Natur nach, des Menschen Feinde. Sind sie auch durch die Gewalt, welche unsere Vernunft über sie

ausübt — in einen gewissen Zustand der Civilisation getreten, so haben sie doch unendlich vieles von ihrer ursprünglichen Wildheit beibehalten, und richten ihre Waffen nicht selten gegen ihren eigenen Herrn. Wenn die Gesellschaft erlaubt, so will ich ihr ein Beispiel dieser Art aus dem Kreise meiner eigenen Erfahrung mittheilen. Förster Erdmann, der sich hier in seinem innersten Herzen angegriffen sah — unterdrückte mit Mühe einige triftige Gegenbemerkungen — aber die von allen Seiten hertönende Aufforderung, die Schauergeschichte zu erzählen — zwang ihn — den Major reden und eine Erzählung ans Ende kommen zu lassen, welche, wenn sie auch wirklich auf einem Factum beruhte — doch unmöglich einen haltbaren Vorwurf gegen den Hund im Allgemeinem abgab.

Der Major ließ sich, nachdem er seine Pfeife gehörig gestopft nnd angezündet — mit seinem Abenteuer also vernehmen.

2.

Die Grausamkeit, mit der mich die Laune des Schicksals eine geraume Zeit meines Lebens verfolgte, entriß mir frühzeitig beide Aeltern. Verwaist und ohne Vermögen, kam ich ungefähr in meinem neunten Jahr unter die Vormundschaft eines

entfernten Verwandten; eines Kaufmanns zu Elberfeld, der mit mehr Credit als eigentlichem Kapital eine ziemlich nothdürftige Handlung betrieb, für die er mich trotz meiner augenscheinlichen Abneigung aus dem Grunde erzog, weil ihm selbst das Glück, eigene Kinder zu erziehen, versagt geblieben, und er auf diese Weise meine künftige Subsistenz am leichtesten zu begründen hoffte. Es waren hauptsächlich seine eigenen Anleitungen, denen ich einige Kenntnisse in Mathematik und Sprachen verdankte, welche beide meiner Neigung unendlich mehr entsprachen — als die Obliegenheiten eines Lehrlings, welche mir die Standeswahl, die man für mich getroffen, aufbürdete. Je mehr sich mein Geist entwickelte, je bestimmter sich meine Neigungen entfalteten, desto unglücklicher fühlte ich mich in dem Gedanken, mein ganzes Leben zwischen den vier Pfählen eines Kaufladens hinbringen zu müssen. Das Verlangen die Welt zu sehen, welches mich frühzeitig erfaßte, ist, wie ich behaupte, manchem Menschen angeboren, — gerade so wie es unter den Vögeln einige Gattungen gibt, die mit der Jahreszeit den Himmelsstrich wechseln. Mein Verlangen sollte erfüllt werden. Ich hatte noch nicht mein sechszehntes Jahr erreicht, als mein Vormund starb, und sein kleines Eigenthum, statt mir einen Anhaltspunkt für meine Zukunft zu gewähren, von seinen Gläubigern getheilt wurde. Arm

— vereinzelt, ohne irgend eines Menschen Rath oder Hülfe, stand ich an der Schwelle des ausgeleerten Kaufladens, dessen vier kahle Wände mir keinen Schuz mehr gewährten — unschlüssig, wohin ich meine Schritte wenden sollte, als eine vornehme Reisekutsche über den Marktplatz hinfuhr, und nach dem ersten Gasthofe der Stadt einbog. Wie ein Blitz fuhr mir der Gedanke durch die Seele: Wie wär es, wenn du deine Dienste anbötheſt? Neuer Muth beflügelte meine Schrite, ich ward dem fremden Cavalier vorgestellt — meine Kenntnisse entsprachen seinen Wünschen — und nachdem er mich um meine Verhältnisse, Verwandte und Bekanntschaften sorgfältig ausgefragt und gefunden, daß ich wie ein Neuerschaffener — rein Niemanden auf Gottes weiter Welt angehöre — schien es, daß ich eben die gesuchten Eigenschaften besize. — Dazu ließen sich meine Ansprüche leicht befriedigen, und so war der Handel zwischen uns bald geschlossen.

Ohne nur erst zu fragen, wohin die Reise gehe, verließ ich den nächsten Morgen meine Vaterstadt, fest überzeugt, daß mir in der Fremde mein Glück nicht entgehen könne.

3.

Wir waren volle acht Tage rastlos gefahren, ohne uns selbst zur Nachtzeit einige Ruhe zu gön-

nen. Landschaften, Trachten und Sprache hatten unaufhörlich vor meinem Blick und Ohr gewechselt, und wenn ich jetzt an diese Reise denke, so kommt sie mir wie die Luftfahrt des Faust vor, als er vom Mephystopheles durch die Wolken getragen wurde. Endlich am Abende des neunten Tages sahen wir die Zinnen eines alten Schlosses, welches mein Brotherr Varcourt nannte, und als Ziel unserer Reise ankündigte. Auf meine Frage, in welchem Welttheile wir uns denn gegenwärtig befänden, antwortete er mit Lachen, daß wir die südwestlichen Departements von Frankreich erreicht hätten, und in der Zukunft keiner so beschwerlichen Reise mehr ausgesetzt seyn sollten.«

»Die Gegend umher, wohin man auch schaute, war höchst traurig, und mich beschlich, so oft ich mich überwinden konnte, meine Blicke auf meine zukünftige Umgebung zu wenden, ein Vorgefühl jener Eintönigkeit und langen Weile, die ich später im Uebermaße kennen lernte. Die düsteren, mit Fichten bewachsenen Hügel wechselten mit sandigem Marschland — auf dessen schwarzem Grunde sich selbst die Sonne verdunkelte, als ob die Nacht jeden Lichtstrahl einsaugend, den Tag verschlänge. Das Grün schien von den Feuern einer bösen Wetternacht verzehrt. — Traurig und wie angebrannt sahen die Wipfel der Bäume nieder. Das Erdreich

aber wie von vulkaniſchen Erſchütterungen zerriſſen — war eine große, unüberſehbare Sandſtätte, allenthalben eingeſunken, und die Gruben mit Sumpf und Schilf bis zur halben Höhe ausgefüllt.

Was mich in große Verwunderung ſetzte, das waren die Hirtenknaben, welche hie und da zerſtreute Schäfchen auf den Hügeln weideten. Der Organiſt von Elberfeld war mir bisher das Ideal langer und hagerer Beine geweſen, das hielt aber keinen Vergleich mit den Kindern dieſes ſonderbaren Landes. Ich hatte manches von den wunderlichen Geſchichten des Plinius gehört — und war eben in Verſuchung, meinen ſchweigſamen Begleiter um irgend eine kommentirende Stelle zu bitten — als ich zu meinem Staunen wahrnahm, daß man in dieſem Lande auf Stelzen gehe, welche oben am Knie mit Riemen befeſtigt ſind, und mit der größten Sicherheit trockenen Fußes durch die kleinen Waſſertümpel hintragen. In dem ſandigen Böden können ſie niemahls tief einſinken, und ragen alſo beſtändig drei bis vier Fuß aus der Oberfläche des Waſſers hervor. Die Behendigkeit, mit der die Leute dieſes Landes ſich auf ihren Kunſtbeinen bewegen, könnte einen Reiſenden meiner Art leicht veranlaſſen, ſie für eine Rieſengattung des Heupferdes anzuſehen, wenn ſie nicht

zugleich mit großer Aufmerksamkeit Strümpfe strickten.

4.

Bohat hieß die letzte Ortschaft, welche wir berührten. Von hier aus bogen wir von der Straße ab, und verfolgten einen Fahrweg, der über eine Haide von mehreren Stunden, endlich nach Barcourt führte, das nach der Sitte alter Zeiten noch mit einem Wassergraben und einer Zugbrücke versehen ist.

Die schweren eisernen Gitter vor den Fenstern, die kolossalen Mauern, die schmalen Treppen, die finsteren Gänge und dumpfen Gemächer dieses Schlosses — machten auf mich, der die Bauart vergangener Jahrhunderte nur aus romanhaften und falschen Schilderungen kannte, einen unbeschreiblich traurigen Eindruck, — der erste Gedanke, der mich beim Eintritt in diesem meinem nunmehrigen Bestimmungsort gleichsam überschauerte, war der: dieß ist die Wohnung des Verbrechens. So oft ich durch einen der dunklen Gänge ging, horchte ich — ob nicht aus der Ferne sich irgend ein Angstruf vernehmen lasse; — in jedem finsteren Winkel sah ich Larven und blutige Gesichter — besonders aber bei einem Gemache — welches ganz einzeln auf der Südseite des Schlosses

lag, und von dem aus, eine steinerne Wendeltreppe, die ganze Höhe des Thurmes herab, unmittelbar nach dem verwilderten Schloßgarten führte, und das sie Heinrichs-Kammer nannten, erfaßte mich einst ein so unnatürlicher Schauer, daß ich mir fest vornahm, jene Gegend des Schlosses für immer zu meiden. Dazu mochte freilich eine Geschichte nicht wenig beigetragen haben, die man mir im Schlosse unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt hatte.

Der vorige Graf von Varçourt, dessen weitläufige Güter sich über einen großen Theil dieses Departement's erstreckten, war vor ungefähr drei Jahren mit Tod abgegangen. Sein einziger Erbe, Heinrich, gleich ihm benannt; ein Knabe von acht Jahren, kam durch Testamentsbeschluß unter die Vormundschaft seines Bruders, des jetzigen Besitzers der großen Lehen, dem der Sterbende das Wohl seines Sohnes mit den rührendsten Ausdrücken auf die Seele band. Graf Stephan versprach dem Bruder alles, was dieser forderte — worauf derselbe getröstet in dessen Armen verschied.

Man konnte nicht sagen, daß der Majoratsherr in der Erfüllung seiner Pflichten fahrläßig gewesen. Er verwendete bedeutende Summen aus

seinem Eigenen zur Verbesserung der Landwirthschaft auf dem Majorat, und ließ es seinem Zögling, den er über alles zu lieben schien, an keiner Art von Unterricht und Pflege fehlen.

Einst aber, als Graf Stephan eben verreist war — verschwand der Knabe plötzlich in der Nacht aus seinem Zimmer — und alle Nachforschungen der bekümmerten Dienerschaft blieben fruchtlos.

Als der Graf zurückkehrte, und die Hiobspost vernahm, gerieth er in die fürchterlichste Verzweiflung — nichts vermochte ihn zu beruhigen oder zu trösten, noch die Zeit seinen Gram zu heilen, — und er ward endlich völlig seelenkrank. Man hatte von dem verschwundenen Heinrich nur eine einzige Spur gefunden, welche vermuthen ließ, daß er geraubt sei. Hart an der erbrochenen Gartenthür lag sein Tuch. — Dieses Tuch in der Hand, in einem grauen Mantel eingehüllt, zwischen dem die Spitze eines Dolches hervorblitzte, sahen die Schloßbewohner ihren Grafen häufig die Runde durch das Schloß machen, Schlag zwei Uhr sich nach Heinrichs Zimmer wenden, dann die hohe Wendeltreppe hinab nach der Gartenthüre gehen, und dort die Wachsamkeit seiner Hunde prüfen, die seit Heinrichs Verschwinden, jedermann den Zutritt in diesem Theil des Schlosses verwehrten. —

Theils um dieses schrecklichen Zustandes wo möglich los zu werden, theils um Heinrichs etwaigem Aufenthalt nach allen Kräften nachzuspüren, begab sich Graf Stephan ein Jahr nach dem Verschwinden seines Zöglings auf Reisen. — Seine Nachforschungen blieben fruchtlos, aber sein Seelenzustand besserte sich allmählich, und obwohl ihm ein gewisser unüberwindlicher Ernst — die düstere Abgeschlossenheit der Schwermuth und alle Kennzeichen eines ewig nagenden Kummers noch zur Stunde anhingen — so machten ihm die Aerzte doch alle Hoffnung, von seinen nächtlichen Wanderungen, auch im Fall einer Rückkehr nach Varcourt, in Zukunft frei zu bleiben.

Ich gestehe, daß diese Geschichte mir, für den, in dem schauerlichen und düsteren Schlosse alles eine Art Grabesgeruch hatte, keinen sonderlich günstigen Begriff von meinem Herrn beibrachte — und daß es mich in dem Augenblicke, als ich an Heinrichs Zimmer vorüberging — eben anwandelte, als ob ich seine erstickte Stimme nach Hilfe rufen hörte, während das kreidenweiße Kind an mir vorüber, die Treppe hinunter huschte.«

5.

Unser Leben auf Varcourt ermangelte aller Abwechslung — so wie die Landschaft um uns ewig

ihren eintönigen Farben gleich blieb. Der Frühling war wie der Sommer, der Sommer dem Herbste gleich, und dazu fehlte es an aller Beschäftigung.

»Warum der Graf mich in seine Dienste genommen, welche Verrichtungen ich eigentlich versah — das war mir — obgleich ich ihn nun schon drei Viertheile des Jahres umgab, noch nicht deutlich geworden.

In meinen leiblichen Bedürfnissen war ich gedeckt, meinen Gehalt bezog ich pünktlich, aber, was ich dem Grafen eigentlich nützte, das war mir das tiefste Geheimniß, wenn ich das geringe Vergnügen abrechne, welches er an meiner Gesellschaft finden konnte. Wie gering dieses Vergnügen war, läßt sich schon daraus abnehmen, daß der wortkarge Schloßherr sich nie in ein eigentliches Gespräch einließ. Wir nahmen unsere Zuflucht meistens zur Lektüre alchemystischer und astrologischer Bücher, die für mich — trotz der zeitweisen Zurechtführungen des Grafen — doch immer ein mystisches Chaos blieben, meinem Herrn aber, der in diesem Zweige der Literatur oder vielmehr des Wahnsinns sehr bewandert war, nicht selten zu den wunderlichsten Gesichtsverzerrungen und zu Aeußerungen veranlaßten, die beinahe so klangen, als verstünde er

etwas davon, welches ich für das traurigste Resultat eines solchen Studiums halte.

Zu meiner größten Verwunderung war Graf Stephan mit mir zufrieden und begann, wie es schien, wirkliches Vertrauen in mich zu setzen. So verwendete er mich gewöhnlich als eine Art Famulus, wenn er seine chemischen oder astronomischen Arbeiten vornahm — und versicherte mir einige Mahle, daß mir die Sterne weit günstiger ständen, als ihm — ja mein Lebensgestirn übe selbst auf das seine einen vortheilhaften Einfluß.

Indessen durfte ich ihn bei weitem nicht jedesmahl begleiten. — Bei seinen, wie er sie nannte, wichtigsten Arbeiten schloß er sich immer auf das sorgfältigste ein, dann hatte ich die Weisung, ihn spät in der Nacht abzuholen. Die große Erschöpfung, in der er sich alsdann befand, war zuweilen dem Tode nicht unähnlich, Bewußtlosigkeit eine gewöhnliche Folge seiner schwärmerischen Anstrengung. Nichs vermochte ihn dann zur Besinnung zu bringen, als der Klang einer Guitarre, die ich zum Glücke etwas zu spielen verstand — indessen schien es mir, daß die Töne dieses Instruments ihn mehr entsetzten, als beruhigten. Die wenigen Menschen die mit uns das Schloß bewohnten, schienen sich hinsichtlich ihrer Unterhaltung und gegenseitigen Mit-

theilung ihren Herrn zum strengen Vorbild zu nehmen. Alle weiblichen Geschöpfe waren ausgeschlossen — und die Männer so bejahrt, daß sie alle meine Großväter seyn konnten. Selten sah man zwei nebeneinander stehen — niemahls aber einen das Zimmer eines andern betreten. Mich vollends betrachteten sie mit so gleichgiltigen und kalten Gesichtern, daß mich niemahls die Lust anwandelte, mit einem von ihnen eine Unterredung anzuknüpfen. Ich hielt damals dafür, daß sie mir die Gunst des Grafen beneideten, der mich allerdings bei jeder Gelegenheit auszeichnete, und mir die Ehre erwies, mich zum beständigen Begleiter und Gesellschafter zu erwählen. Ich achtete darum auf diese Menschen wenig — die mir, dem lebendigen Tagvogel, nicht anders erschienen, als gespenstige wilde Nachteulen. — Indessen war Einer unter ihnen — den ich auszeichnen mußte, weil ihn die andern mit augenscheinlichem Haß und Mißtrauen behandelten. Ich konnte darüber nichts anderes hören, als daß der Graf ihn ganz allein — von aller Dienerschaft seines verstorbenen Bruders, im Hause behalten. — Er war es, der mir jene Hinweisung auf Heinrichs plötzliches Verschwinden gegeben, der mich seither öfter mit Blicken betrachtet, die in meinem Innersten forschten — und mir nicht selten wie eine Art Warnung vorkamen. Mir schien es indessen klüger, ihn zu vermeiden, als ihn aufzusuchen —

da dieſes letztere vielleicht dem Grafen Stoff zu allerlei Vermuthungen über den Gegenſtand unſerer Geſpräche darbieten konnte.

7.

Graf Stephan ward ſeit einiger Zeit immer unruhiger. Der Zuſtand ſeiner Seele war bei Tage, gelind ausgedrückt, Schwermuth — neigte ſich aber mit dem Einbrechen der Nacht immer mehr zum vollendeten Irrſinn.

Er ſelbſt hatte mich darauf aufmerkſam gemacht, daß mit dem eilften November ſein Unheilszeichen in den Himmel trete, ein Umſtand, der ihn nicht wenig zu beunruhigen ſchien. Auch ſchloß er mich nun gänzlich von ſeinen nächtlichen Arbeiten auf dem aſtrologiſchen Thurme aus.

Einſt hatte er ein Buch vergeſſen, das ihm, wie ich wußte, zu ſeinen Berechnungen unentbehrlich war. Da es ihm nicht ſelten begegnete, daß er die Schuld ſolcher Vergeſſenheit auf andere ſchob — ſo beſchloß ich, ihm in die Werkſtätte ſeiner abergläubiſchen Träume zu folgen — mit dem feſten Vorſatze, das Buch hinzulegen, und mich dann ſogleich wieder zu entfernen.

»Die Bemerkung, daß in hohen Gebäuden bei verschlossenen Thüren der Luftzug, auch wenn die Atmosphäre noch so ruhig scheint, ein wunderliches vielstimmiges Sausen und Brausen erregt, das gleichsam aus der weitesten Ferne daherrauscht, ist so alt und gewöhnlich, daß ich nicht weiß, warum sie mich damahls mit so seltsamen Schauern überflog. Ich begann zu zweifeln, ob ich dem wunderlichen Manne recht thue, wenn ich ihn in seiner unheimlichen Einsamkeit störte, und meine aufgeregte Fantasie ließ mich, als ich an der Thüre lauschte, deutlich mehrere Stimmen unterscheiden. Mein Herz pochte gewaltig, der Athem stockte mir in der Brust — da klangen die Saiten einer Guitarre, mit der sich der Graf in der monotonen Recitation folgende Zeilen begleitete.

»Wandeln und wachen
Und ruhen nie,
Sollen die Kinder
Der Fantasie,
Nie am vergänglichen
Blühenden Sein
Mit dem empfänglichen
Herzen sich freu'n.
Ach, denn sie scheuen
In Blüth und Laub
Das Blut — die Leiche —

Den Wurm — den Staub.
Wolken und Nebelflor
Decken die Haide
Und die dunkle Göttin tritt hervor
Im funkelnden Sterngeschmeide.
»Gib mir zu wandeln durch Himmel und Erde! —
Einsamkeit sei mein Gefährte
Spanne meine Saiten aus
Ueber der See krystallenes Haus
Durch des Himmels demantnen Bogen;
Denn die Stürme, die tönenden Wogen
Hören auf des Kummers Wort
Aber nicht die Menschen dort!« —
Die Göttin schüttelt das Haupt, es rollen Donner fern
Verschlungen von der Nacht — der Sturm lobsingt dem Herrn!

Ich ließ den Schmerz in seinen düsteren Accorden verbrausen. Endlich ward es stille — ein leises Schluchzen, ich konnte nicht unterscheiden, — war es der Nachtwind — war es eine Menschenstimme — schon streckte ich meine Hand aus, um die Thür zu öffnen — als ein bleiches, verzerrtes Antlitz mit überhängendem grauen Haar und funkelnden Augen hart zu meinen Füßen auf der Treppe auftauchte. —

Erst als die Gestalt winkte, und mich leise beim Namen rief, erkannte ich meinen alten Hausgenossen — der mich gewiß hier nicht ohne Grund aufsuchte. Auf meine Frage, was er von mir wolle, bedeutete er mich hinabzukommen und ihm zu folgen — er habe mir Dinge von Wichtigkeit zu entdecken, die mich sehr nahe angingen. Er faßte mich hierauf an der Hand und zog mich, der sich von seinem ersten Erstarren noch nicht erholt hatte, wie eine Maschine mit sich fort. Als ich aber bemerkte, daß er die Schritte nach dem südlichen Theile des Schlosses wandte, hielt ich unwillig an — und fragte ziemlich heftig, was dieß alles bedeute und wohin er mich zu führen gedenke? — Da standen wir bei Heinrichs Kammer. — Mich überflog es wie Eiseskälte — aber die blitzenden Augen meines Gefährten, die sich hier mit einem Male hastig im Kreise drehten, und dann durchbohrend auf mir ruhten, lähmten meine Zunge. Geisterhaft, wie die Schwingen der Nachtvögel dahinschweben, bewegte sich die Thüre in ihren Angeln — und wir traten in ein Gemach, welches die vom Monde hell beleuchtete Gegend weithin über dem Schloßgarten beherrschte.

»Die Zeit drängt,« begann mein Begleiter, indem er mich rasch gegen das offene Fenster führte, »wir haben nur wenige Minuten zu verlieren.

— Ihr Leben — und vielleicht auch das meinige, steht auf dem Spiel — drum lassen sie sich von den Schauern dieses Ortes nicht anfechten — an dem man uns gewiß am wenigsten vermuthet, und hören sie aufmerksam und gelassen, was ich ihnen zu verkünden habe. Sie werden mich anstaunen, daß ich sie als einen Fremden in mein Vertrauen ziehe — daß ich mit ihnen von Dingen rede, die sie scheinbar nicht angehen, aber mich dauert ihre Jugend — und ich baue auf Gott, den Allmächtigen, der den Tag der Vergeltung nicht mehr ferne lassen wird! —«

Dieser Eingang, die ganze Art unserer Zusammenkunft, das Schauerliche unserer Umgebung, vorzüglich aber die natürliche Sympathie — die mich bei dem Anblicke der verzerrten und konvulsivisch bewegten Gesichtsmuskeln meines Begleiters ergriff, erfüllte mich mit wahrem Entsetzen — so daß ich unwillkührlich in die Worte ausbrach: »Aber was soll dieß Alles? Bin ich denn in einer Mörderhöhle? und wie ist mein Schicksal mit jenen Personen verflochten, die mich umgeben? —«

»Wissen sie denn,« fuhr mein grauenhafter Warner — nach einem kurzen Augenblicke wehmüthigen Nachsinnens mit einem energischen und festeren Tone fort — »es wird bald ein Tag kommen,

an dem der Gemüthszustand unsers Grafen sich fürchterlich umstaltet. Es ist der Jahrestag jenes unseligen Ereignisses, das sich ihm nicht ohne Grund mit so furchtbar schwarzen Zügen in die lebendige Seele gegraben hat. Der eilfte November war nämlich vor drei Jahren der Unheilstag, an dem der junge Graf Heinrich — ohne alle Spur — wie die Leute im Schlosse sagen, aus diesem Zimmer verschwand.«

»Um diese Zeit beginnt er lebendig zu wandeln, das Gewissen jagt ihn, — wenn es ihn erst in jenem Zustande des Scheintodes — in dem ihr ihn ohne Zweifel schon öfter gesehen, hingestürzt hat, — durch die Gänge und Gemächer des Schlosses hin. — Da prüft er alle Thüren, ob sie verschlossen — sperrt auf und zu — steigt die Treppen auf und nieder — und kann nicht rasten — bis er hieher kommt, wo er dann zusammenstürzt — und in gänzlicher Erstarrung liegen bleibt, bis ihn der Morgen aus seiner Sinnlosigkeit erweckt. — Gepeitscht von der rächenden Furie eilt er nun von dannen — sich hinter seine Decken verkriechend. In diesem, seinem Treiben darf ihn niemand stören — da dieß ihm den augenblicklichen Tod bereiten könnte.«

»Die Schloßbewohner sagen, der Schmerz über den Verlust seines Neffen — dessen Wohl ein ge-

liebter Bruder ihm sterbend an die Seele band, — jage den Grafen Stephan fort, jenen allenthalben zu suchen — aber es gibt Leute — die seine Träume und ihren Grund besser kennen. Allein hüthet euch, dieß laut werden zu lassen, und thut in Allem, was ich thue.«

»Ich prüfte euch — ohne daß ihr's ahntet, gleich anfangs, als ihr dieß Schloß betratet, — ich gab euch damals einige Andeutungen zu eurer Selbstbelehrung — und — waret ihr nicht schweigsam, wie ihr euch wirklich erwiesen — ich könnt' euch jetzt nicht vom sicheren Untergange retten. Jetzt aber will ich euch als ein Freund alles sagen, was ich weiß, benützt es zu eurer Rettung.«

»Als Heinrich aus dem Schlosse verschwand, — soll Graf Stephan eben auf einer Reise nach Paris begriffen gewesen sein. Doch mein eigener leiblicher Bruder aber — der so wie ich aus den Dienstleuten des seligen Grafen Heinrich auf ihn überging, — sah ihn in derselben Nacht dort unter jener großen Fichte, eine Grube in den Sand graben. Der Graf ist auch dieselbe Nacht noch auf einem benachbarten Schlosse gesehen worden — wo ihm die Herzogin von M — — eine geheime Zusammenkunft gestattete. — Seine Liebe zu dieser Frau, deren Besitz er sich als Majoratsherr näher dachte

— war vielleicht die Haupturſache ſeines Verbrechens. Wenigſtens erfuhr ich durch eine dritte Perſon — ein Diener der Herzogin, der ſich bei ſeiner Liebſten verſpätet hatte, und deßwegen auf Umwegen durch den Garten nach ſeiner Wohnung ſchlich, — habe die Thüre desſelben offen gefunden, und dadurch aufmerkſam gemacht, den Ort behuthſamer geprüft. Dieſem nun ſei ein Mann — die Beſchreibung ſeines Aeußeren ſtimmt mit der meines Bruders genau überein, nach dem Balkon der Herzogin eilend — aufgeſtoßen — der ihm durch ſein ſcheues ängſtliches Benehmen doppelt verdächtig erſchienen; weßwegen ihn auch jener anhalten wollte, wäre nicht in ſelbem Augenblicke die Herzogin am Balkon erſchienen — den Fremden mit, wie zu vermuthen, verabredeten Accorden auf der Guitarre begrüßend. — Der Diener habe ſich hierauf ſorgfältig verborgen gehalten, und ſei dadurch Zeuge einer äußerſt wunderlichen Scene geworden — während welcher den Grafen eine immer mehr zunehmende Geiſteszerrüttung erfaßte — die ſich — wie es jetzt noch mit ihm geſchieht — damit endigte, daß er in völliger Erſtarrung hinſank. — Die Herzogin machte Lärm im Hauſe — man kam herzu — dem Grafen beizuſtehn — aber er hatte ſich — als die Diener nach dem Garten kamen — wahrſcheinlich im ſelben Zuſtande — in dem er jetzt durch das Schloß eilt — bereits entfernt.

Man fand niemanden als den versteckten Diener, der, von der Herzogin reichlich beschenkt, die Schuld des entstandenen Lärmens gerne auf sich nahm.«

Mir war in diesem Augenblicke, als höre ich ein Geräusch im Gange, der zu der Thüre des Zimmers führte, in dem wir uns befanden und machte den Erzähler aufmerksam. —

Wir horchten beide — aber hörten nichts als das Geheul der Rüden, die sich in der Mitte des öden Schloßgartens zusammenstellten und ihr unheilkündendes Geschrei zum Mond hinaufsandten.

»Seht ihr dort die Grabeshüther,« fuhr mein Begleiter nach einer kurzen Pause fort, »wie sie über dem Saatfelde des Fluches wehklagen? — Denen sollet ihr morgen geopfert werden. —«

Entsetzt starrte ich den Menschen an — den die Nacht geboren zu haben schien, um mir — den Gespenstern auf den Grabhügeln des Orients ähnlich — die Geheimnisse einer ungekannten Schauerwelt zu verkünden. Aber der Mond beleuchtete eben mit seinem Lichte die Züge seines Antlitzes, in denen sich das erstemal Ruhe spiegelte. In seinen Augen, auf seinem Barte zitterten Thränen,

seine Blicke waren wie bethend zum Himmel gehoben. — »O mein Bruder! — mein unglücklicher Bruder!« stammelte er mit wehmüthig leiser gebrochener Stimme — während seine ganze Gestalt — wie von innerlichem Schmerz überwältigt, in sich zusammenbrach — und er auf die Knie hinsank. — Ich reichte ihm gerührt die Hand.

»Fürchtet das Vertrauen jenes Ungeheuers« — schrie er plötzlich auf — indem er sich im höchsten Zorn des Schmerzes vom Boden erhob — »denn eben die er zu lieben scheint, die sind es, die er opfert. — Seine astrologischen Träume und geheimen Satanskünste halten die Furien des Gewissens um ihn wach. Kommt der Tag, an dem die Erinnerung seines Verbrechens in verjüngter Schreckensgestalt vor seine Seele tritt, so erfaßt ihn die rächende Angst. — Unaufhörlich quält ihn die Vorstellung — aufgerissen werde das Grab — in dem sein gräßliches Geheimniß schläft — und das er mit tollen reissenden Bestien bewacht. Unaufhörlich glaubt er sich verfolgt — denn sein böser Dämon — zeigte ihm ein Gestirn, das Tod und Unheil deutend am Tage seines Verbrechens in den Himmel tritt. Wenn er euch bittet, wenn er euch beschwört, wenn er vor euch auf die Knie fällt und fleht: »Sieh nach im Schloßgarten, ob meine Hunde wachen! — oder nimm ein Grabscheit, und grabe un-

ter der großen Fichte, dort liegt meine Seele« — — Geht nicht — Hört ihr? Geht nicht!« —

In diesem Augenblicke fiel die Thür eines Nebenzimmers zu. Erschrocken fuhren wir beide zusammen. Unschlüssig sah ich meinen Begleiter an, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit horchte. — Jetzt kamen — Schritte den Gang herab — — immer näher — immer näher. Vergebens mahnte ich meinen Begleiter zur Flucht, dieser hieß mich ruhig erwarten, was da komme — und in der That war dieß das einzige, was uns überblieb — da man unserer Thüre schon ganz nahe kam. —

Jetzt pochte es. —

Wir rührten uns nicht, und hielten beide den Athem an.

Deutlich hörten wir des Grafen Stimme: »Heinrich! — Heinrich!« —

Ich werde nie die wehmüthige Monotonie des Ausdrucks vergessen, der in diesem Namen lag.

Wir hüteten uns, ein Zeichen des Lebens zu geben. — da ging die Thüre auf —

8.

Der Graf trat ein, und erblickte beide nicht so bald, als er mit einem markdurchdringenden Schrei des Entsetzens zu Boden stürzte. Zum Glücke entsprangen wir früh genug, um von der herbeieilenden Dienerschaft nicht bemerkt zu werden. Den nächsten Morgen ließ er mich kommen. Er schien so ziemlich beruhigt, und die Erinnerung an unser verhängnißvolles Zusammentreffen aus seinem Gedächtniß völlig verschwunden.

Auf sein Verlangen las ich ihm aus Johannes Wirer berüchtigtem Buche »von den Zaubereien« einige Abschnitte vor.

Nachmittags ward er unruhiger. Er behauptete einige Mahle ein dunkelglühendes Gestirn am Himmel aufsteigen zu sehen. Auf meine Frage, welch ein Gestirn das sei — antwortete er: — »Kennst du den alten Kindermörder, den Saturnus nicht, in seinem blutigen Mantel?« —

Ich suchte ihn von dieser Vorstellung abzubringen — aber seine Blicke wurden immer ängstlicher, seine Gesichtsmuskeln waren in beständiger Zuckung

— und einige Mahle fuhr er so wild empor, als sehe er einen Feind, den er bekämpfen müsse.

Als die Zeit der Dämmerung herankam, ließ ich die beiden Armleuchter, die in des Grafen Zimmer standen, ganz aufzünden. Anfangs schien dieß eine sehr günstige Wirkung hervorzubringen — er kehrte sich zurück und lag geraume Zeit so ruhig, daß ich mich der Hoffnung hingab, diese Nacht werde seine Krankheit nicht in so schrecklichem Maße zurückkehren. Aber das Schlagen der Thurmuhr machte ihn aufmerksam. »Jetzt muß ich aufstehen, begann er — es ist höchste Zeit, ich muß zur Herzogin.« — Ich fragte ihn, ob er sich denn kräftig genug fühle; zu einem so weiten Gange? — »Wo denkst du hin« — antwortete er, »glaubst du, der Ritt von gestern habe mich so sehr ermüdet? Ja freilich, fuhr er wehmüthig lächelnd fort, du mein armer Emil — (er verwechselte mich hier offenbar mit einem andern) warst nicht so gut beritten, bist auch solche Abenteuer nicht gewohnt. Du kannst aber zurückbleiben, wenn du willst.«

»Aber lieber Herr,« warf ich ihm ein, »sie sind ja krank — sie können gewiß noch nicht das Bett verlassen.« —

Er sah eine Weile mich, dann aber die Ge-

genſtände um ſich befremdet an — ſeine Augen ſchienen ihm nicht Bürgſchaft genug für die Echtheit ſeiner Wahrnehmung, und er betaſtete ſeine Decken und Kiſſen. — Das Bewußtſein tauchte in ſeiner Seele auf — er blickte mich mit unendlicher Wehmuth an — aus ſeinen Augen ſtürzte ein Strom von Thränen nieder. — »Ach!« begann er — »ich ſehe ſchon — daß ich wirklich krank bin, ich bin krank im Geiſte — ich bin ein Narr.« — Mit dieſen Worten warf er ſich laut ſchluchzend auf ſein Lager zurück, und vergrub ſein Angeſicht zwiſchen den Kiſſen.

9.

Mitternacht war gekommen. Der Zuſtand des armen geängſtigten Kranken hatte ſich unendlich verſchlimmert. Der kalte Angſtſchweiß brach aus allen Poren ſeines Angeſichtes hervor — ſein zerrauftes Haar — ſein irre rollender Blick, die ewige Verzerrung und Zuckung ſeiner Geſichtsmuskeln — theilte mir ſelbſt eine Angſt mit, daß ich jede Minute meines Aufenthaltes bei ihm zählte, und dem Anbruche des Morgens wie der Stunde meiner Erlöſung entgegen ſeufzte. Dabei umklammerte er mich, drückte mich an ſich, verbarg ſein Angeſicht in meine Bruſt, und bat mich — ihn vor den gräßlichen Schreckgeſtalten zu beſchützen, die um ihn

herumsprängen. So währte es bis Ein Uhr. Da ward er scheinbar stille, lehnte sein Haupt sanft auf meine Schulter, und sprach, während ihn ein grimmiges Fieber zu rütteln begann:

»Sieh, das ist die Stunde meines Todes!« —

Ich sagte ihm, daß der Schöpfer der Welt allein der Menschen Tage zähle.

»Ganz recht,« sagte er, »du hast recht, aber die meinigen sind am Ende. Siehst du dort den Thierkreis,« fuhr er fort, indem er auf die zwölf brennenden Lichter deutete — »er ist abgelaufen, mein Leben ist aus. Ach! und wenn ich hinaus komme, du weist nicht, wie mich das martert, ewig, ewig höre ich die Stimme Heinrichs, der in den langen Winternächten unter meinen Fenster weint.«

Ich vermocht es nicht mehr auszudauern.

»Herr,« sprach ich, »ihr Gewissen ist es — das ihnen all diese Schreckbilder vormahlt — denken sie an den Trost, den die Kirche dem reuigen Sünder verspricht.« Er sah mich gerührt an. »Glaubst du, sprach er, als hätte ich ihm eine nie geahnte Hoffnung gezeigt — »Glaubst du, daß mir dieß helfen

könnte. — — Ach! du bist mein Freund! Ja das bist du! —«

»Ich will euch,« entgegnete ich rasch einlenkend — »einen noch weit bessern Freund holen — der euch Trost von oben bringt, und der euch in dieser Noth gewiß nicht ohne Hilfe läßt!« —

»Halt! Halt!« rief er ängstlich — »du darfst mich nicht verlassen, du darfst nicht fort von mir! — du bist mein Freund — du wirst mich retten — du — du — und kein anderer im Himmel und auf Erden. —«

Vergebens suchte ich ihn auf andere Gedanken zu bringen. Er verlor sich in dieser Vorstellung so sehr daß er beschloß, mir ein vollständiges Bekenntniß seiner Schuld zu machen — mit dem er aber nicht zu Stande kam.

»In der dritten Nacht,« so unterbrach er sich plötzlich, »in der dritten Nacht nach der vollbrachten That — hatte ich ein fürchterliches Traumgesicht. Ich wallfahrtete nach Toledo, und zog mit einer großen Schaar frommer Pilger durch die Straßen dieser weltberühmten Stadt. Mein volles Vertrauen umfaßte ein Gnadenbild — bei dem, wie ich wußte, schon manches kranke Herz sein Heil gefunden — und welches in der Kapelle de nuestra Sen-

nora del Sacrario steht. An der Hauptkirche begrüßten uns die Klänge der Orgel, und mit inniger Rührung hörte ich den Chorgesang der versammelten Gemeinde, ja ich glaube, meine Gedanken hätten sich in diesem Augenblicke bis zur wahren Reue erhoben, entdeckte ich nicht in dem Manne, der neben mir ging, plötzlich eine Aehnlichkeit mit einem verstorbenen Freunde — über die es mich wie Schauer des Todes überrieselte.« Das ist mein Bruder,« sagte ich zu mir selbst — und je öfter als ich ihn ansah, desto ähnlicher war er meinem Bruder. Ich wäre gerne aus der Reihe der Wahlfahrter getreten, um mich dem Zuge rückwärts wieder anzuschließen, wenn ich es nur gewagt hätte. Wie froh war ich, als wir endlich an der Kirche vorbeigekommen, und der Mann, dessen Aehnlichkeit mit meinem Bruder mich so erschreckt hatte, nicht mehr an meiner Seite ging. — Da gelangten wir an der Kapelle des heiligen Petrus vorüber. Das Volk von Toledo war hier so zahlreich zur Andacht versammelt, daß das Gotteshaus die Menge der Gläubigen nicht faßte. Es war ein rührender Anblick, so viel Knie vor dem Altare des Höchsten gebeugt zu sehen — und ich dachte eben: diese alle liebt er als Vater! — warum sollte er nur mir niemals verzeihen! — da sah sich einer aus der Versammlung, die vor der Kirchenthüre kniete, nach mir um — sieh — und der war derselbe Mann —

der zuvor neben mir gegangen. Voll Entsetzen kehrte ich meine Blicke ab — und vermochte nicht mehr zu beten. Wir kamen auch an Jakobs und Ildefons Kapelle vorüber, wo Alvarez de Lucia schläft — der auch einen Bruder hatte —«

Er versank hier in ein dumpfes Hinbrüten. »Und wie,« fragte ich, »endigte dann ihr Traum? — Sahen Sie ihren Bruder noch einmahl?«

»Ja, ja,« schrie er, in fürchterlicher Wildheit ausbrechend — »in Mitte der feierlichen Handlung, in Mitte meines heißesten Gebeths. Der Priester, der mir das Mahl der Versöhnung reichte, war er. Entsetzt sprang ich auf — heulend floh ich aus dem Heiligthum — und eine Stimme klang mir nach — furchtbar wie Gottes Donner: Ich lasse nicht von dir — bis du meines Heinrichs Gebein in geweihte Erde begraben.« —

Er schwieg, und verhüllte sein Angesicht — mich aber überwältigten die Schauer dieser Nacht — die furchtbaren Symptome dieser nie gesehenen Gewissensangst.—

Er richtete sich noch einmahl auf, und umklammerte mich mit furchtbarer Inbrunst. »Sieh,« sprach er — »der Rächer hat furchtbar Wort gehalten. Wo ich bin, und athme, an jeden meiner Schritte drängt sich sein Schatten. Ach, und wie

gerne hätt ich ihn längst versöhnt! aber wie konnt ich meine Schande offenbaren! Wie mich selbst dem Richter überliefern? Wie vermöcht' ich's, den Ort der Sünde zu betreten? Du bist rein — du wirst mich retten! Gehe hinab in den Garten — nimm ein Grabscheit, und grabe unter der großen Fichte rechts — den Sand drei Fuß tief auf. Was du dort findest, das bringe mir.« —

Ich hatte der gestern erhaltenen Warnung nicht vergessen — und konnte mich eines widerstrebenden schauernden Gefühls von Todesahnung nicht erwehren. Er wartete kurze Zeit auf meine Antwort, da ich aber, wie natürlich, zögerte, so nahm er mich von Neuem, und vereraulicher an der Hand, »Sieh,« sagte er, — indem er auf einen schwarzen Schrank in der Ecke des Zimmers hinwies — dort ist all mein Geld. Alles, was ich besitze — Alles, was ich je besitzen werde, sei dein — nimm gleich jetzt, was dir gefällt — aber geh — und bringe mir — was du dort findest.«

Ich antwortete ihm entschlossen: »das kann ich nicht.«

Er seufzte tief, und nach einer Weile fuhr er fort: »So sprach auch mein Knecht Emil. Er fürchtete sich, unsere Sünde würde zu Tage kommen.

Aber du bist nicht Emil — du hast mir niemals bösen Rath gegeben. Du bist gut; — du wirst hingehen, und mein Leben retten. — Du wirst mir bringen, was mich ganz allein vom ewigen Verderben befreit.«

Ich muß gestehen, daß ich an mir selbst irre ward. Eben erst vor einigen Tagen hatte ich den Grafen meinen düsteren Warner Emil nennen gehört, war der sein Mitschuldiger, — so ließ sich recht wohl begreifen, warum er die Enthüllung jener Gebeine fürchtete, zu der den Grafen sein unseliges Traumgesicht beständig antrieb. Mich jammerte seines Zustandes — und als er mich vom neuem mit Bitten bestürmte — und in Thränen zerfließend die Hände nach einem Retter rang, entschloß ich mich — das Wagestück festen Muthes zu versuchen.

Ich ging.

»Als ich an die Thüre des Gartens kam — sah ich einen Mann fest an sie gedrückt, der mich zu erwarten schien. Es war Emil. »Das sah ich voraus, sprach er, daß ihr trotz meiner Warnung kommen würdet. Aber geht nur immerhin wieder zurück, denn im Guten, und ohne Lärm im Schlosse zu erregen, kommt ihr zu dieser Thür nicht hinein.«

»Wohlan,« sprach ich, »so laß uns versuchen, wer des Andern Meister wird.« — Ich war wirklich nicht gesonnen, mein Vorhaben so leicht aufzugeben. — Allein die Mündung eines Pistols, die er mir mit der größten Ruhe vorhielt — überzeugte mich, daß seine Ausführung schwieriger sei, als ich vermuthet. »Was wollt ihr,« sprach er, »denkt ihr, euer Leben für einen Wahnsinnigen zu opfern?« — »Und was soll ich dem Grafen sagen?« —» Sagt ihm immerhin, daß ich euch abgehalten. Das beste ist, ich gehe sogleich mit euch.« Er ließ mich vorausgehen. — — Da kamen wir an meinem Zimmer vorbei. Mit einem Mahle fühlte ich mich von rückwärts erfaßt, und zu einer Thüre hineingestoßen — die noch — bevor ich wieder zur Besinnung kam, hinter mir abgeschlossen ward.

So sehr mich dieser Vorfall — besonders die Art und Weise, wie mich der Alte überlistet hatte, anfangs auch verdroß — so kam ich doch nach und nach, als mein Zorn sich abgekühlt hatte, zu besseren Vorstellungen. Ich kann sagen, daß mir nichts eine so arge Sorge verursachte, als das Schicksal des Grafen, der allein zurückgeblieben.

Es brach nämlich das Geheul der Hunde im Garten mit einem Mahle so furchtbar los — daß ich überzeugt war — jemand anderer müsse dort

eingedrungen sein. Ich öffnete daß Fenster — und hörte deutlich die Stimme eines Menschen, der nach Hilfe rief. — Ich sank auf einen Stuhl in die Ecke zurück.—

10.

Es war bereits hoher Morgen, als Emil kam, meine Thür wieder aufzuschließen, und zu mir ins Zimmer trat. »Ihr werdet noch verdrießlich über meine gestrige Behandlung sein« — begann er die Unterredung — »aber ich kann euch bereits Beweise eures Unrechts vor Augen legen. Ihr hättet besser gethan, meinen guten Rath nicht zu verschmähen — und mich zu solcher Vorsicht nicht zu zwingen.«

»Dafür,« entgegnete ich, »muß ich euch Dank wissen, — Aber darüber kann ich euch gegründete Vorwürfe machen, daß ihr solche Beweise, die ihr mir zeigen könnt, nicht lieber völlig vermieden habt. Unserer vereinten Bemühung wäre es gewiß gelungen« —

»Wie, ihr wißt also schon?« — fiel er mir hastig ins Wort —

»Ich weis nichts,« entgegenete ich, »weil ich mein Zimmer, wie ihr überzeugt seid, noch nicht verlas-

sen habe, aber wenn mich der Klang der Stimme nicht trügte — — —«

»Kommt,« sprach er, »und holt die Ueberzeugung eurer Augen ein« —

Er zog mich trotz meines Sträubens in den Garten. Die Hausleute waren sammt und sonders um die bezeichnete Stelle versammelt, auf der die Leiche des Grafen von seinen eigenen Hunden zerrissen lag. Wenige Schritte daneben hatten die Hunde eine Grube in den Sand gescharrt. Man war eben damit beschäftigt, den Ort zu untersuchen, und grub nicht lange, als man die Gebeine eines Kindes herauszog.

Ich sah wohl ein, daß die göttliche Nemesis gewaltet, und verließ Schloß Varcourt, sobald es unter solchen Umständen räthlich war. Zu meiner größten Genugthuung fand ich noch denselben Tag Ursache, dem vermeintlichen Emil seine Mitschuld im Geiste abzubitten, da es bald herauskam, daß er diesen Namen nur nach dem Tode seines Bruders auf Verlangen des Grafen getragen, von allen übrigen Hausgenossen aber Robert genannt wurde!

Der Major hatte seine Erzählung beendigt, noch horchten alle aufmerksam, und meinten noch

etwas zu vernehmen; der Förster aber war längst ungeduldig und platzte ziemlich hastig mit einer lang verhaltenen Rede heraus. —

Wissen Sie wohl, Herr Major, daß kein Hund auf Erden eine großartigere Rolle spielen kann, als die Hunde, die diesen Grafen zerrissen? Ich frage, ob in ihnen die Idee des Schicksals ausgedrückt ist — und ob das Fatum des Sophocles und der neueren Tragöden sie verdunkelt?! Der Herr Doctor wird uns hierauf die Antwort sagen. — —

Das Zauberschwert.

Einst die Zier der Tafelrunde,
Ritter Gawin zog hinaus,
Daß er hohe Thaten übe,
Tapfer kämpf' im wilden Strauß.
Langsam ritt er, bis die Sonne
Untertaucht im fernen Meer.
Sieh! da nahet ihm ein Ritter,
Ganz bewehrt mit Schild und Speer.
Hohen Wuchses war der Ritter,
Kräftig von Gestalt;
Freundlich lud er ihn zum Mahle,
Und zur Ruh im grünen Wald.
Morgen woll er dann ihn führen
Nach der Ahnen Schloß,
Daß ihm dort der Tag vergehe
In der Freude lichten Schooß.
Wie gesagt, geschehen:
Beide schlafen hier im Wald,
Und sie rüsten sich zur Reise,

Wie der Hirten Frühhorn schallt. —
Sieh! auf hohem Berge strahlet
Schon das Schloß im Morgenschein,
Lustig ritten beide weiter
Durch den dunklen Eichenhain.
»Seht mein edler Ritter,
Das ist unsrer Reise Ziel,
Dort soll meinen Gast erheitern
Frohes Mahl und Saitenspiel.«
Doch zur Seite arme Hirten
Flüstern hinter dichten Hecken:
»Schade, daß ein solcher Ritter
Reitet in die Burg der Schrecken!
Wie beklag' ich sein Geschick!
Keiner kehrt von dort zurück!«
Gawin hört die leise Rede,
Hält, und frägt die guten Leute,
Was der Worte Sinn bedeute?
»Nehmt Euch wohl in Acht,
Nicht dem Herrn des Schlosses traut,
Doch vor Allem seid bedacht,
Nichts zu tadeln, was ihr schaut,
Denn er würd' es grausam rächen —
Dann, ihm nicht zu widersprechen!
Ferner« — »Ei was wollet Ihr
Von dem Volke?« ruft der Wirth:
»Hört nicht auf die Albernheiten,
Laßt zur Burg uns lieber reiten.«

Gawin folgt ihm still und muthig
Zu des Schlosses hohem Saal,
Doch behielt er wohl im Sinne,
Was er dort vernahm im Thal.
Als der Ritter seine Waffen
Abgelegt, wie sich's gebührt,
Führt der Wirth ihn durch die Hallen,
Die Gemächer, reich verziert.
Gold auf allen Wänden strotzet,
Selbst der Boden strahlt von Gold,
Schöner doch, als all das Schöne,
War ein Fräulein, wunderhold. —
Als sie aus dem Garten kamen
Zum verschwenderischen Mahl,
Zeigt der Herr ihm seine Tochter,
Aller Reitze Ideal.
Gawin sah mit trunknen Blicken
Auf das zarte Frauenenbild,
Das durch freundliches Bezeugen
Ihn mit süßer Wonn' erfüllt.
Immer mehr versank er nun im
Strahl des holden Angesichts. —
Hier war wahrlich nichts zu tadeln,
Hier zu widersprechen nichts! —
Nach der Tafel goldne Saiten
Rührt des Fräuleins zarte Hand,
Doch des Ritters glüh'nde Blicke
Ruhen auf ihr unverwandt.

Wie sie schürzet das Gewand,
Nun im leichten Wellentanz
Sie umstrahlet neuer Glanz,
Wie in wunderſüßen Tönen
Sie das Glück der Liebe sang,
Und der Sehnsucht Drang
Ihr das Auge füllt mit Thränen. —
Sieh, schon sinkt des Abends Schleier
Dunkel nieder auf das Land;
Da erhebet sich der Schloßherr,
Faßt des Gastes Hand:
»Lasset uns zur Ruhe geh'n,
Daß wir fröhlich morgen wieder
Zur erneuten Lust ersteh'n.«
Und er nimmt die helle Fackel,
Führt ins Schlafgemach den Gast:
»Sehet hier, ein weiches Lager
Ladet euch zur Rast,
Und die Thüre, die daneben,
Führt in meiner Tochter Zimmer.«
Und dem Fräulein sagt der Vater,
»Wagen solle sie es nimmer
Zu versagen, was der Ritter
Wünschen möge und verlangen.«
Gawin bei dem Schein des Lichts
Blickt mit Herzensbangen,
Wie der Alte fortgegangen,
Nach der offnen Thür,

Und er muß sich zugestehen,
Nichts zu tadeln gibt es hier.
Und zu widersprechen nichts.
Doch er kann nicht widerstehen,
Einmahl noch muß er sie sehen;
Sich an ihrem Reiz zu weiden,
Muthig er zur Schönen ging,
Die ihn freundlich und bescheiden
Doch mit banger Sorg empfing.
Nahend ihr mit edler Sitte
Tritt in das Gemach er ein,
Und eröffnet ihr die Bitte:
Gern wollt er ihr Ritter sein.
Doch das holde Fräuleinbild,
Wohl erkennend die Gefahr
Welcher blosgestellt es war,
Und vom heißen Wunsch erfüllt
Ihn zu retten, warnet mild:
»Euch hat sich mein Herz ergeben,
Eure Liebe mich beglückt,
Aber von Gefahr umstrickt
Schwer bedroht ist Euer Leben,
Und es fließet euer Blut,
Wenn im wilden Männermuth
Meine Tugend ihr bedroht;
Dann gewiß ist euer Tod!« —
»Holdes Fräulein!« spricht der Ritter:
»Mich erschreckt mehr als der Tod,

Wenn mich euer Zorn bedroht —
Jeder Gunst will ich entsagen,
Die ihr mir nicht selbst gewährt,«
Und mit sittigem Betragen
Gawin auf sein Lager kehrt.
Hoch verwundert sieht am Morgen
Ihn der Schloßherr unversehrt. —
Doch der Tag verging in Freuden
Wie der vorige verging:
Abends aber bei dem Scheiden
Sprach der alte Sonderling:
»Glaubet mir, ich muß gestehen,
Eure Kälte wundert mich,
Denn ich denke sicherlich,
Daß mein Kind nicht zu verschmähen.
Und Verachtung kränket bitter. —
Wenn ihr sie besitzen wollt,
Nicht versag ich sie dem Ritter,
Dem Verehrung jeder zollt.
Nun lebt wohl auf Wiedersehn!
Und verschloß die Thür im Geh'n.
Darauf Gawin zu der Schönen,
»Wollt ihr nicht mein Glück bekrönen?
Weigert grausam mir zum Gruß
Ihr der Liebe ersten Kuß?«
»O nicht meine Grausamkeit
Ist's die euch bedräut. —
Weicht nicht von der Sittsamkeit

Denn dem kühnen Lüftling fährt
Tief ins Herz das Zauberschwert;
Seht ihr's hangen an der Wand
Dort am gold'nen Band? —
Und die Brust wird's Euch verwunden,
Daß ihr nimmer mögt gesunden.«
»Die Gefahr, sie droht nicht mir,«
Rief der Ritter nahend ihr,
Und ergriff in Lieb entbrannt,
Zärtlich seiner Dame Hand —
Sieh, da fährt
Schnell das Zauberschwert
Aus der Scheide von der Wand;
Und im Nu
Drohend auf den Ritter zu,
Gleich, als wollt es ihn durchbohren,
Zum Verderben ihm verschworen,
Und die Braut
Jammert laut,
Will schon greifen in die Waffe,
Daß die wilde Gluth erschlaffe —
Da gewandt
Von der unsichtbaren Hand,
Ritzt es leicht nur Gawins Arm,
Und verschwand
Durch die Wand. —
Gawins Blut floß roth und warm,
Und der Zauber war dahin

Durch des Ritters keuschen Sinn. —
Morgens sieht der Vater Blutes
Spuren an dem Bette, roth,
Und er frägt sie: »Ist er todt?«
Sie entgegnet frohen Muthes:
»Nein, und er hat überwunden.«
Da der Schloßherr weckt den Ritter,
Schließet ihn ans Herz als Sohn,
Beut ihm, als der Tugend Lohn
All sein Gut und dieses Schloß.
Mit der Tochter, makellos;
Gawin aber fern von Geitz,
Fordert nur des Fräuleins Reitz,
Schwang mit ihr sich schnell aufs Roß,
Nur, von ihrer Lieb entzückt
Sie besitzend hochbeglückt.

Alfred und Mathilde.

Ballade.

Wer jagt im Trab
Das Thal hinab
Was schmettern die Hörner so munter?!
Es brauset die Berge auf und ab
Und Peitschen knallen darunter! —
Graf Kuno ist's, der, eh' es tagt,
Mit seiner wüsten Gilde
Dem Lager entflieht zur gefährlichen Jagd. —
Der Wilde
Verachtet die Ruhe und Milde. —

Es widerhallt
Der ganze Wald
Vom Lärmen der rauhen Gesellen;
Die Jagd beginnt und nun erschallt
Der Rüden Geheule und Bellen.

Der Eber flieht, der Bär schrickt auf
Und Adler und Geier entfliegen.
Wohl hemmen die Zweige den flüchtigen Lauf,
Sie biegen
Und müssen der Kraft unterliegen.

Der Jäger Troß
Folgt hoch zu Roß
Dem Wild durch Wald und Triften,
Hier saus't der Pfeil vom Bogen los
Ereilt den Aar in Lüften.
Da schwimmt der Hirsch in seinem Blut
Getroffen von den Speeren,
Und kämpfend dort mit letzter Wuth,
Noch wehren
Sich tödtlich verwundete Bären.

Doch sieh! — da thürmt
Sichs hoch und stürmt
Mit furchtbar dumpfem Heulen;
Weh jenem, den kein Obdach schirmt,
Es wird ihn schnell ereilen. —
Die Stürme brausen himmelan,
Der Grund beginnt zu weichen.
Und niederbeugen dem großen Orkan
Sich Eichen,
Die an die Wolken reichen.

Graf Kuno stand
Am Felsenrand
Fern aus der Seinen Mitte —
Er spät umher, sein Auge fand
Nicht Obdach, noch schützende Hütte. —
— Da kracht ein Schlag, und furchtbar hallt
Es nach in fernen Forsten,
Und heulend brach, als ob der Wald
Geborsten
Das Wild aus seinen Horsten.

Es glüht und brennt
Am Firmament,
Der Himmel steht in Flammen,
Und Wolke sich von Wolke trennt
Und bricht mit Macht zusammen. —
Das schreckt den grauen Jäger nicht,
Wenn alle Mittel fehlen
Ist's ihm nicht fremd, beim Wetterlicht
In Höhlen
Sich Aufenthalt zu wählen.

Im Thalesgrund
Da gähnt ein Schlund
Des Felses ihm entgegen.
Und ladend beut sein schwarzer Mund
Dem Müden Schutz vor Regen.

Erklimmend faßt er festen Stand
In diesem sichern Hafen. —
Bald senkt sich Nacht herab, und fand
Den Grafen
Vor Mattigkeit entschlafen.

Noch immer goß
Es fort — und floß
Als wollt es nimmer enden. —
Da — horch! — was eilt durchs Felsenmoos
Und klimmt mit fert'gen Händen? —
»Siehst Liebchen, hier — die Höhl' ist nah'
Hinweg mit Furcht und Sorgen,
Steig frisch hinan, hier sind wir ja
Geborgen
Und tobt es bis zum Morgen.«

So tönts hinan
Die schroffe Bahn,
Und vor dem rauhen Walten
Des Ungewitters flüchtig nah'n
Sich rettend zwei Gestalten.
»Gerechter Gott! zu welcher Kluft
Durch finstre Nacht ich klimme!
Horch, Alfred! hörst du! drohend ruft
Im Grimme,
Des Himmels zürnende Stimme.«

»Erkenn' die Macht,
Die aufgebracht
Zur ewigen Trennung mahnet,
Dich führet deines Hauses Pracht
Den Pfad zum Glück gebahnet.
Die Welt und Gott selbst wollen nicht,
Daß ich dich treu umarme,
Drum überlaß aus Sohnespflicht
Mich Arme
Dem Gram und stillen Harme.« —

»Mathilde, hör'
Was ich dir schwör,
Und sollt' ich drob erblassen,
Ich schwörs bei Gott und meiner Ehr',
Ich werd dich nie verlassen. —
Mir ist dein treues Herz genug
Das wird mir nie erkalten,
Laß den, der uns zusammentrug
Nur walten
So wird sich's gut gestalten.«

Schon lang erwacht,
Jetzt gräßlich lacht,
Der Graf im Hintergrunde:
»Hier! Junge buhlst bei später Nacht
Und schwörst mit frechem Munde.

Ehrst du so schlecht die strengste Pflicht
Der edlen Ritterbräuche?
Jetzt schnell, auf daß mein Zorn dich nicht
Erreiche
Aus meiner Nähe weiche!«

Das Mädchen bebt,
Denn schon erhebt
Er dräuend sich und blicket,
Sie wankt — zwar kräftig widerstrebt
Des Trauten Arm — sie sinket. —
— Da theilt der Mond die Schreckensnacht
Erhellet Forst und Auen
Und aus zerrißner Wolkenpracht
Durch's Grauen
Die Sterne niederschauen.

Und Alfred kniet
Bei ihr, bemüht
Sie sorgsam aufzuheben —
Er hört den Vater nicht — ihn zieht
Ein Höh'res hin — ihr Leben. —
— Doch furchtbar in des Tiegers Wuth
Entstürzt der Graf mit Brüllen:
»Doch nein im Thurm wird deine Gluth
Sich kühlen
Dort magst mit Unken spielen.«

Noch schallt das Wort,
Und brausend fort
Enteilt der stolze Alte,
Und ungehört am Felsen dort
Sein letzter Fluch verhallte. —
Denn Alfred nur die Holde sieht,
Noch zeigt sich nicht Regung des Lebens,
Er ruft und küßt, er fleht und kniet;
Vergebens!
Kein Lohn des zärtlichen Strebens.

Er sinnt und sinnt
Da trägt der Wind
Herauf ein Angstgestöhne, —
»Ha, welch ein Hilfsgeschrei! — das sind
Ja meines Vaters Töne. —
Jetzt Gott! hilf mir, und stärke mich!« —
— Und nieder eilt er mit Vertrauen,
Da öffnen ihre Augen sich
Und schauen
Ihm nach — mit Angst und mit Grauen.

Sie springt empor
Und stürzt hervor,
Und sieht mit Hast ihn eilen,
Und wie sie starrt, da rührt ihr Ohr
Ein brausend dumpfes Heulen,

Wie wenn durch wolkenschwang're Luft
Des Nordens Stürme sausen —
Wohl kennt sie das schreckliche Toben und ruft
Mit Grausen:
»Das ist des Bergstroms Brausen!«

Er ist's, der voll
Zur Höhe schwoll
Und aus gesprengtem Bette
Hinauf zu Berg und Hügel quoll,
Ringsum verwüstend mähte;
Vor dessen hochempörter Fluth
Des Felses Feste zittert;
Die Eiche, von gewaltiger Wuth
Erschüttert
Zu tausend Trümmern splittert.

Es tobt und schallt
Und steigt und wallt,
Gepeitscht zu dichtem Schaume
Bricht sich am Fels mit Sturmgewalt
Und kocht im finstern Raume. —
Und rufend laut, Mathilde flieht, —
Da sieht sie's ferne blinken —
Er ists — ihr Name tönt — sie sieht
Ihn winken
Mit hocherhobner Linken.

Ein flüchtig Reh
Eilt sie zur Höh'
Nach der sie's zieht und dränget,
Als plötzlich schon in trauter Näh —
Ihr Herz sich mächtig reget:
Graf Kuno liegt und Alfred ringt
Mit sich im edlen Streite,
Es weicht ihm seine Kraft — er sinkt
Zur Seite
Der theuer errungenen Beute.

Wie eine Leich
So kalt und bleich
Liegt zitternd der Alte darnieder,
Matt starret sein Aug den Todten gleich,
Es beben die triefenden Glieder;
Und wie sie helfend stürzt heran
Da grinst der rauhe Wilde
Noch wild mit altem Groll sie an,
Doch milde
Und furchtlos naht Mathilde.

Und Alfred rafft
Die letzte Kraft
Von Liebe ermuthigt zusammen,
Und was die fördert und erschafft
Das lodert vom Funken zu Flammen.

Mit Löwenstärke springt er auf
Und trägt ihn vollends zur Höhe
Schon leckt die steigende Welle herauf
Und wehe:
Umschwellt sie in schrecklicher Nähe.

Ringsum hinab
Ins nasse Grab
Schaun sie — dann flehend gen Himmel
Kein sich'rer Pfad führt ihn hinab —
Ringsum der Wogen Getümmel.
Als Vorgebirg nur ragt hervor
Ein Fels im fernen Schimmer,
Er steigt zwar schroff die Fluth empor
Doch nimmer
Verzweifelt der fertige Schwimmer.

Da halt! — ergreift
Es ihn gäh und läuft
So eisig durch die Glieder,
Und an der Schauergruppe streift
Sein Aug erstarrend nieder:
Nach Eigenhülf sich mächtig müht
Der Graf mit Trotz und Toben;
Und betend die Geliebte kniet
Nach oben
Stummm flehend die Hände erhoben.

Es steigt die Fluth
Es wächst die Wuth,
Noch kämpfen Pflicht und Liebe
Zu ihr drängt ihn des Herzens Gluth
Zu ihm ziehn heil'ge Triebe. —
Erfüllet er die Kindespflicht
Wird sie die Fluth erfassen,
Das trifft ihn schwer — er kann sie nicht
Verlassen
Und sollt ihm der Vater erblassen.

Es treibt die Zeit
Die Woge dräu't
Es nah'n die dunklen Massen —
Sie hat gesiegt im mächt'gem Streit
Er eilt, sie zu umfassen — —
Doch streng und staunend blickt sie ihn
Mit Hoheit an und deutet
Stumm nach dem bleichen Vater hin,
Dann gleitet
Sie nieder zum Sterben bereitet.

Es traf der Blick;
Denn schnell zurück
Weicht er voll Scham und Reue,
Weg ist der Schmerz — er ahnt sein Glück —
Das ist des Todes Weihe. —

Er rafft den Vater hastig auf,
Und stürzt sich in die Wogen,
Bringt glücklich ihn durch Fluthenlauf,
Durch Bogen
Von Wellen, zum Lande gezogen.

Und ohne Rast
Legt er die Last
Auf's nahe Felsstück nieder —
Er starrt in den Strom, und gibt mit Hast
Den wilden Fluthen sich wieder. —
Wohl ruft der Graf, — das Herz so schwer, —
»Verzeiht es mir, ihr Lieben.« —
— Doch schaurig weht's wie Grabluft her:
»Dort drüben
Da wehrest du nimmer ihr Lieben.«

Niklas Juriſchitz.

Her aus Stambul zieh'n die Türken
In das ſchöne Abendland,
Wo des Heiland's Lehr und Wirken
Fruchtbar kräft'ge Erde fand.

Ausgegoſſen gleich dem Meere
Brandend, brauſend, nächtig bleich
Lagern wilde Moslimheere.
Ueber Haide, Stadt und Reich.

Wie der Gifthauch glüh'nder Wüſte
Wandernd alles Leben ſengt,
Und zurück der Iſisbrüſte
Quell zum Mutterſchooße drängt;

So zertreten ihre Horden
Freiheit, Leben — Saat und Frucht —
Schwert und Feuerſchlünde morden
Und ihr Fußtritt iſt verflucht.

Hundert Schlöſſer ſind gefallen,
Städte ſtürzen hin zu Graus;

Mit des Säuglings letztem Lallen
Stirbt der Hauch des Lebens aus.

Und die Sage spricht von Helden,
Die gekämpft den Kampf der Zeit,
Doch sie will von keinem melden,
Daß er stand in diesem Streit.

Sieh! da kommt der blut'ge Dränger
Hin vor Güns, die treue Stadt,
Die er einschließt, eng und enger —
Eisern bald umklammert hat.

Aufgerollt ist des Propheten
Blut'ge Fahne mit dem Mond —
»Kommt heraus, sie anzubethen,
Eh' sie über Leichen thront!«

Doch entschlossen, allerwegen
Lag zu Güns, der treuen Stadt,
Jurischitz, der kühne — Degen,
Ferdinands bewährter Rath.

»Nicht der Halbmond des Propheten
Hilft, wo sich das Kreuz verklärt;
Und statt Götzen anzubethen,
Halt ich gläubig an mein Schwert.«

Selbst nach drei durchkämpften Wochen
Beugt der Christencid sich nicht,

Seine Mauern sind gebrochen
Wer — der seinen Muth auch bricht?

Noch steht Güns, des Kreuzes Zeichen
Weht von seinen Thürmen noch,
Weithin nach den Abendreichen
Flammt sein Stern, hell, blutig, hoch!

Da erhebt Suleimann grimmig
Seine Stimme, seinen Blick,
Sturm! Und »Sturm!« hallt's tausendstimmig
Aus der Lagerstadt zurück.

Tausend helle Feuer brennen
Ueber nächt'ger Haide auf,
Donner krachen, Horden rennen,
Und die Schlacht nimmt ihren Lauf.

»Anstürmt, Güns, auf deine Mauern
Des Propheten ganze Macht.« —
Doch aus Nachtgraun, Hinsturz, Schauern
Flammt noch hell des Kreuzes Pracht.

Denn ein Ritter hoch zu Rosse
Schlägt der Feinde Reihn wie Blitz,
Tausend mordende Geschosse
Tödten nicht den Jurischitz.

Er allein gilt tausend Streiter,
Der wie Einen Tausend schätzt.

Und dringt Mahmeds Fahne weiter,
Ihrem Siege Schranken setzt.

Lange steht Suleimann stille,
Staunend ob dem Christenheld,
Den sein Muth, sein Löwenwille
Stark macht gegen eine Welt.

Doch nach mancher heißen Stunde
Schmilzt der Christen kleine Schaar,
Blutet er aus mancher Wunde,
Und doch mehrt sich die Gefahr!

Ja, nichts ist ihm mehr geblieben,
Ringsum — alles hingerafft,
Und mit schweren, langen Hieben
Kämpft des Helden letzte Kraft.

Angeklommen zu den Mauern
Ist des Mahmed wilde Brut,
Länger, Güns, kannst du nicht dauern,
Denn der Tod zwingt auch den Muth.

Horch, da tönt's im Türkenheere
»Rückzug!« — Rettung! — Gott befreyt!
Und des Würgers Zorn und Schwere
Bleibt von Güns zu dieser Zeit!

Bald drauf Jurischitz, den Degen,
Ruft ein Herold zu dem Feind,

Wovon seines Grimmes Schlägen
Manch ein Zeugniß noch erscheint.

Und es ruh'n des Sultan's Blicke
Auf dem treuen Löwen lang,
Der selbst nach verlornem Glücke
Seinen Feind zur Achtung zwang.

Und er sprach: Willst fürder leben
Jurischitz in meinem Dienst?
Wahrlich, Güns will ich dir geben
Tapfrer Degen, zum Gewinnst.

Manchen Held hab' ich gesehen,
Wehrhaft, tapfer in der Schlacht,
Aber keinen widerstehen
Einzeln einer solchen Macht.

Jurischitz darauf entgegnet:
Focht ich gut, galts meinem Herrn!
Gott hat mir das Werk gesegnet —
Blut und Arbeit gab' ich gern!

Doch dir dienen, kann ich nimmer,
Noch begehr' ich Güns, die Stadt,
Die mein König, glorreich immer
Meinem Schutz befohlen hat.

Unter Güns mich zu begraben
Wahrlich, Herr, das steht dir frei —

Und mein Leben magst du haben —
Aber nimmer meine Treu!

Drauf der Sultan sprach nichts weiter,
Noch bedrängt er mehr die Stadt,
Die zum Schild in einem Streiter
So viel Muth und Treue hat.

Sankt Georgs Geburt.

Ballade.

Horcht auf, ihr Lords in Schloß und Hall,
Wie wundervoller Art
Der Drachenzwinger Sankt Georg
Zur Welt geboren ward.

Sankt Georg, der viel tapfer focht
Für Frauen minniglich,
Und für das wahre Heilandswort,
Das steh'n soll ewiglich.

Zu Coventry in alter Zeit,
Da lebt ein werther Knecht,
Zu Schirm und Schutz dem Reich gestellt;
Sein Nahm' war Alberecht.

Dem ward sein fürstlich Ehemahl',
Kein schöner Weib war je,
Zur Zeit, als sie sich Mutter fühlt
Betrübt von stillem Weh.

Wohl schlaflos vierzig Nächte hatt'
Ihr trübes Aug gewacht,
Nichts als sein schwarzes Traumgesicht
Ihr banger Geist gedacht.

Sie träumt — ihr'm Schoos entwinde sich
Ein Drache blutig gar,
Der ihren Leib zu Stücken riß
Bevor sie ihn gebar.

All wund und weh und traurig war
Der Lady zitternd Herz,
Doch birgt sie beides ihrem Lord,
Ihr Leid und ihren Schmerz.

Umsonst, es hing der edle Lord
An ihrer Augen Schein,
Bald merkte er ihr Herzeleid,
Bald war ihr Kummer sein.

O sei gemuth, du theures Weib,
Die Thränen dein bezwing;
Ich, zieh — zu Heil mir oder Weh,
Daß ich dir Hilfe bring.

Und was der Traum bedeuten mag,
Der all zu Leid dir ward,
Trau mir, am Wege, den ich zieh —
Da wird mir's offenbart.

Bekümmert ist sein Antlitz hoch
Er gibt manch heißen Kuß,
Dann reitet er mit trübem Sinn,
Wohin er reiten muß.

Sein Weg geht durch den Zauberwald,
Wo wild Gewässer braust,
Viel manchen Tag, viel manche Nacht,
Bis wo die Drude haust.

Vor ihrer Höhl im Eibenholz
Da hält der Degen an —
Nachtschatten ranken sich den Fels,
Cypressen wild hinan.

Kein freundlich Sternbild blickt herein,
Es weht kein Lebenshauch,
Einsam ein Rabe traurig sitzt
Auf schwarzem Eibenstrauch.

Horch! — wild Geschrei der Geister heult
Laut aus der Höhle Grund,
Und eisig bebt ein Herz, dem grau'n
Nie kommt' vor dieser Stund.

Drei Mahle tritt er an den Weg
Durch giftbethautes-Kraut,

Drei Mahle ruft Entsetzen ihn
Zurück mit Donnerlaut.

Doch gläubig faßt er Muth und schlägt
Ein Kreuz auf seiner Brust,
Und kecklich tritt er vor, sich neu
Der alten Kraft bewußt.

Tief unter finsterm Felsenhang
Gleich einem Grab behau'n,
Da war die Höhl', ein schwarzer Pfuhl
Der Todesnacht zu schaun'.

Ein eisern Gitter mahnet streng
Den Wand'rer hier zurück,
Da trifft'ne Silberkette, dran
Ein ehern Horn, sein Blick.

Ein milchweiß Lämmlein opfernd, stößt
Er dreimahl in das Horn —
Drei Mahle brüllt es dumpf zurück
Wie Sturm und Waldeszorn.

»Hör' Lord, 'nen Drachen jung gebiert
Dein Weib in ihrer Noth,
Er wird ein Schrecken sein der Schlacht
Und seiner Feinde Tod.«

»Sie bethete noch brünstiglich
»Und dies Gebeth warst du,
»Und ohne Klage, ohne Reu
»Ging sie zu Gottes Ruh.«

Und Albrechts Weh und finstre Klag
Die schildert Euch kein Lied,
'Ne Leidensrose war sein Herz
So recht in voller Blüth'!«

Zerschlagen hat er wild die Brust,
Sein schwarzes Haar zerrauft, —
Zuletzt begehrt er nach dem Sohn,
Den er so hoch gekauft.

Die Frauen standen zitternd all,
Mit Grauen hört der Lord:
»Dein liebes Söhnlein, hoch gekauft,
Das ist gestohlen, fort.«

»Das Knäblein, wie am Frühlingsquell
»Ein Blümlein, frisch und klar,
»Trug auf dem zarten Leibe wohl
»Drei Zeichen wunderbar.«

»Ein Drache ward auf seiner Brust,
»Ein Kreuz am Arm erblickt,

»Ein Knieband schön und golden gar
»War deutlich ausgedrückt.«

»Drei Ammen hatten wir bestellt,
»Das Kind zu hüthen fein
»Zwei nährten unsern kleinen Lord,
»Die Dritte sang ihn ein.«

»Doch da, in tiefer stiller Nacht
»Schreckt uns ein lauter Schlag,
»Es donnert, weit erbebt das Haus
»Ein Blitz, wie heller Tag.«

»Erst hielt uns bange Todesfurcht,
»Dann eilen wir hierher,
»Nach unserm kleinen Lord zu seh'n —
»Den sah kein Auge mehr.«

»Wie er entschwunden aus dem Schloß
»Das ward uns nicht bekannt,
»Im Zauberschlafe lagen rings
»Die Ammen festgebannt.«

»O Weh an Weh!« rief Albrecht wild,
Nichts fürder sprach sein Mund —
Zur Erde stürzt er hin, und gab
Kein Lebenszeichen kund.

Doch Monde gingen, Jahre hin,
Kein Liebster, und kein Brief erschien, —
Da sank sie tief in Klage.

»Mein Lieber, lebst, bist du todt,
Hast mir die Treu gebrochen?
Noch ist meine Wang' von Jugend roth,
O komm und schließ den Bund vor Gott,
Wie mirs dein Mund versprochen! —

Drauf kleidet sie wie Schnee sich gar,
Und heft't sich an den Schleier,
Und flicht den Kranz ins duft'ge Haar,
Und wandelt hin zum Hochaltar,
Erwartet ihn zur Feier. —

Sie wartet viel und wartet lang,
Kein Bräutigam will kommen:
Da klingt es ihr wie Grabgesang,
Und brechen will das Herz so bang,
Das wilder Schmerz beklommen.

Sie führen sie zurück ins Haus,
Doch mag kein Trost sie laben,
Ihre Seele starrt in Nacht und Graus,
Bis man sie trägt zur Stadt hinaus
Die Braut wohl zu begraben.

Der Lebensmüde.

Friedenlos, den Frieden suchend,
Wallt ein tief gebeugter Greis,
Blindheit hat sein Aug' geschlossen,
Und sein Haar ist kummerweiß.

»Weh, wer sagt mir an die Pfade,
Daß ich wandle fort und fort,
Bis mir endlich Gottes Gnade
Zeigt den stillen Friedensport?« —

Und ein Knäblein mild und lieblich
Faßt den Alten bei der Hand,
»»Folge mir, ich will dich leiten
Sicher hin durch Meer und Sand.««

»Knäblein, dich hat Gott gesendet
Ruft der Alte freudig aus,
Denn mein Leiden ist geendet,
Nimmt mich auf ein stilles Haus.«

»»Häuser sind da nicht zu finden,««
Spricht des Knaben ros'ger Mund,

Doch ein Bette, grün und ruhig
Gibt sich müden Wallern kund. —«

»Nun hab Dank! mein Fuß berühret
Schon des Bettes weichen Flaum,
Süßer Ruhe Schlummerkörner
Sind gestreut auf seinen Saum,«

»Lange wird mein Schlummer währen,
Ungestört die lange Nacht,
Und es glüht, wenn ich erwache
Wohl des schönsten Morgens Pracht!« —

Sprach's und schlief. — Da schwebt das Knäblein
In sein lichtes Heimathland,
Wo den Greis ein Chor von Engeln
Eine Friedenspalme wand.

Der Mandelbaum.

Romanze.

»Süßes Liebchen! rief Blandell,
»Sieh die Mandeln blühen,
Sieh den Regen schauernder
Blüthen niedersprühen!
Sinkend purpurhell
Küssen sie sich schnell —
Hold wie sie, nur dauernder,
Soll mein Herz dir glühen.«

»Morgen muß ich fort von hier
In die Fremde ziehen,
Doch dem Mandelbäumchen ist
Wunderkraft verliehen,
Füllt nicht mehr von dir
Sich die Seele mir,
Wird den Baum zur selben Frist
Duft und Farbe fliehen.« — —

Monde schwanden drüber hin
Seit er fortgeritten,
Und das Bäumchen lebte fort,
Stets mit neuen Blüthen. —
Doch zu weichen schien
Plötzlich Duft und Grün —
Maja steht am Schreckensort
Jeder Qual inmitten!

Fieberfrost durchrieselt kalt
Ihre schönen Glieder,
Halbverfinstert schaut der Mond
Auf den Jammer nieder.
Ihre Klage schallt
Wieder aus dem Wald,
Sturm erfaßt die Locken blond,
Orgelt wilde Lieder.

Maja horcht, der grause Sang
Spricht von ihrem Lieben:
»Ob auch starb der Mandelbaum,
Ist dir treu geblieben!
Die den Baum durchdrang,
Seine Seele schwang
Aufwärts aus der Erde Traum
Sich zum Vater drüben.

Das Mägdlein von der Haide.

Es sitzt auf dem Felsen, in Lumpen gehüllt
Ein bleiches Mädel, von Trauer erfüllt,
Auf der öden, braunen Haide.

Sie sitzt und schaut in ihrem Weh'
Durch Thränen hinaus in die weite See,
Von der öden, braunen Haide.

Drei Wochen ach, sind nun entfloh'n,
Drei Wochen harr ich auf den Liebsten schon,
Auf der öden, braunen Haide.

Der Sturm hat zerrauft mir Haar und Gewand,
Verbrannt meine Füße der heiße Sand
Auf der öden, braunen Haide.

Und er, der mir es gelobt so sehr,
Er kehrt aus der Ferne wohl nimmermehr
Zu der öden, braunen Haide.

So seufzet das Kind, und Perlen rein
Entrollen vom Aug' in den Busen hinein
Auf der öden braunen Haide.

Doch sieh', da kommt's auf der stürmender Bahn,
Da schwanket ein Schiff durch die Wogen heran
Zu der öden, braunen Haide.

Der Liebste, er ist es, wie flieht ihr Harm,
Schon schlingt sie um ihn ihren weißen Arm,
Auf der öden, braunen Haide.

»So hast du geharret auf mich in Treu'
Wo der Sturm nur getos't, wo gelacht kein May
Auf der öden braunen Haide.

»Und muß ich die Treu' dir lohnen so schlecht,
Wie gerne ich dir sie vergüten möcht'
Auf der öden braunen Haide.

Denn sieh', eine and're ist meine Braut,
Umsonst hast du auf mein Wort vertraut,
Auf der öden, braunen Haide.

Da sinkt wohl das Mägdlein dahin in Qual
In Dunkel verhüllt sich der Sonne Strahl
Auf der öden brauen Haide.

Doch der Buhle und seine Braut geschwind
Erlaben das arme, das bleiche Kind
Auf der öden, braunen Haide.

Und lange schaut sie die beiden an,
»Ihr habt nicht wohl an mir gethan
Auf der öden, braunen Haide.«

»Doch könnt ihr glücklich zusammen sein,
Will gerne ich bleiben und weinen allein
Auf der öden, braunen Haide.

»So fahre hin, nicht binde ich dich
Doch denke zuweilen zurück an mich
Auf der öden, braunen Haide.«

Da aber umschlingt sie in höchster Lust
Der Buhle, und drückt die Maid an die Brust
Auf der öden, braunen Haide.

»Nein, nimmer du Süße, verlaß' ich dich mehr,
Die Schwester ja ist es, sie zog mit hieher,
Auf die öde, braune Haide.«

»Nur prüfen wollt' ich mit Trug und Schmerz,
Nur prüfen wollt' ich, ob treu dein Herz
Auf der öden, braunen Haide.«

»Hast du dich so stark und lauter bewährt
An Geduld und Ergebung, so Goldeswerth
Auf der öden, braunen Haide.«

»So will ichs vergelten mein lebelang
Und nimmer werde so weh' dir und bang,
Auf der öden, braunen Haide.«

Das griechische Feuer.

An dem Hafen zu Verſailles
Steht das Volk in dichtem Troß,
Denn, zum Staunen künft'ger Zeiten
Soll vor Ludwigs Aug' bereiten
Ausgedacht von Dupré's Kopfe
Sich ein Schauſpiel, ernſt und groß.

Schiffe trägt der Waſſerſpiegel
Und die langen Wimpel weh'n;
Horch! da donnerts los und ziſchet,
Feuer mit der Fluth ſich miſchet,
Und, wie Schnee vor Sonnengluthen
Sieht die Schiffe man vergeh'n.

Und der König ſieht's mit Schaudern,
Schreitet ſchweigend in ſein Haus,
Seine Seele mit Empörung
Denkt der gräßlichen Zerſtörung
Die vom Dämon ſchien errungen,
Abgelernt der Hölle Graus.

Vor des Königs Majestät
Zeigt sich der Erfinder dann,
»Sire, genügten Euch die Proben?«
Und der König muß ihn loben,
Doch mit Mienen, fast wie flehend
Redet er ihn also an:

»Wohl erkenn' ich euren Geist,
Und bewundre seine Kraft,
Muß ihm dennoch hart begegnen!
Sprecht, wird je die Menschheit segnen,
Was dereinst durch solch ein Feuer
Ihr an neuem Leid ihr schafft?«

»Doch das Streben wundervoll
Das Erringen sei belohnt:
Dort in meines Schatzes Sälen
Möget ihr nach Wunsche wählen,
Lohn und Ehre sei dem Geiste
Der im Reich des Wissens thront!«

»Eins nur sei mir noch vergönnet,
Die Bedingung setzt ich fest,
Daß ihr nie in eurem Leben
Das Geheimniß kund sollt geben;
Mit zum Grabe müßt ihr's nehmen,
Wie die Fluth der Schiffe Rest.«

Guy, König von Jerusalem.

Historisches-Gemählde.

Schaudernd blickt in die Vergangenheit
Auf die blut'gen Greu'l der Glaubenskriege
Jeder ernste Forscher unsr'rer Zeit;
Aber mildernd jene finstern Züge
Glänzen Liebe auch und Tapferkeit
Und die Menschlichkeit im Strahlenlichte
In dem Thatenbuche der Geschichte.

1.

Jerusalem war den Händen der Sarazenen entrissen. Mit dem Aufgebothe ihrer letzten, aber eben darum stärksten Kräfte, hatten die deutschen Ritter unter des Kreuzes heiligem Paniere die Barbaren überwunden. Wratislav von Böhmen, seit Kurzem Herzog und Führer des siegenden Haufens, hielt an der Spitze seiner Helden seinen Einzug in die gerettete Stadt, und frohes, allgemeines Entzücken ging der Ankunft des Heeres voran, belebte wieder die verödeten Straßen, des, in der Geschichte des Christenthums so merkwürdigen Ortes.

Greise und Kinder, Jünglinge, Weiber und Mädchen wallten in langen feierlichen Zügen den ankommenden Rettern zum freudigen Empfange entgegen, bekränzten mit geschäftiger Dankbarkeit die Häupter der Helden, und bestreuten die Wege, die sie nahmen, mit Blumen.

Eine große, den Fürsten so ehrende Thräne entquoll bei diesem Anblicke Wratislaws Auge, perlte über seine sonnenverbrannte Wange und prangte als der schönste Edelstein auf dem hellpolirten Stahle seines Brustharnisches. Sein getrübtes Auge weilte noch lange auf der frohlockenden, buntgemischten Menge, dann höher seufzend auf dem noch rauchenden, von den Barbaren zertrümmerten Theile der Stadt.

»Dort,« schrie auf einmahl das Volk, hinweisend auf die qualmende Stätte, und Tausende falteten jetzt mit bittender Geberde die emporgehobenen Hände: »dort, jenen Unglücklichen noch Hilfe, ehe es vielleicht für immer zu spät ist.«

Es waren die von Neuem in Brand gesetzten Gefängnisse der, von unmenschlicher Grausamkeit der Barbaren zu den furchtbarsten Qualen aufbehaltenen Christen. Mit Blitzesschnelle flog Wratislaw mit einem Theile seines Haufens an die große

Stelle, und in weniger als einer Stunde waren das Gebäude und seine unglücklichen Bewohner den Flammen entrissen.

Hastig sprengte jetzt der Herzog die fest verrammten Kerker, doch ein nie empfundener Schrecken bemeisterte sich des fürstlichen Kriegers, je weiter er in das Innere dieser Höhlen, den Wohnsitz des denkbar höchsten menschlichen Elendes vordrang.

Ungesunde, faule Dünste, den feuchten finsteren Kellern entstiegen, bildeten sich zu Massen, und gestatteten kaum, sich den armseligen Schlachtopfern jener unbarmherzigen Henker zu nähern, ein schreckliches Wehklagen und Wimmern der mit der äußersten Verzweiflung Ringenden, schlug grausenerregend an sein Ohr. Er drang weiter, und die schaudervollsten furchtbarsten Scenen stellten sich seinen entsetzten Blicken dar. Hier sah man an kalten feuchten Wänden, nackte, menschlichen Geschöpfen kaum noch ähnliche Gestalten geschmiedet, oder sie lagen auf dem Boden, und das sie fesselnde Eisen wehrte den Armen jede freie wohlthuende Bewegung, während ein fürchterlicher Frost ihre Gebeine durchbebte, und der schrecklichste Hunger in ihrem Eingeweide wüthete. Viele waren den entsetzlichen Qualen ihres Daseins schon unterlegen; die faule Ausdünstung ihrer bereits

verwesenden Körper erfüllte die Luft. Dort zerfleischten entfesselte Mütter ihren Busen, um mit ihrem Blute das Leben ihrer sterbenden Kinder zu retten. Hie und da, und überall, wo nur das Auge hinsah, wüthete Verzweiflung, unerhörte Marter und schmerzlicher Tod.

Als Wratislaw den Gefangenen ihre Freiheit und Rettung ankündigte, als er sie durch liebreiche Versicherungen überzeugt hatte, daß Christen, ihre Brüder, nicht ihre Peiniger um die, bis zum blutigen Schmerz gesteigerten Qualen noch zu erhöhen, die Riegel dieser Kerker gesprengt, da verdrängte eine Grabesstille, dann ein frohes mit heißem Dankgebethe vermischtes Jubelgeschrei das wimmernde, klagende Aechzen der Verzweiflung. Das eindringende Volk löste ihre Fesseln, und brachte sie aus diesem Wohnsitze des Todes hinaus in die freie erfrischende Luft. Weiber trugen ihre befreiten, todesmatten Männer, liebende Kinder ihre Aeltern auf den Schultern nach Hause. Doch viele hatte die schnelle, ungehoffte Freude im Augenblick der Rettung getödtet. Viele ertrugen nicht mehr den ungewohnten Wechsel der Luft, sanken ohnmächtig in die Arme der Ihrigen — und erwachten nicht mehr. Wenige nur, und selbst diese Wenigen den Keim tödtlicher Krankheiten im Busen tragend, erreichten ihre ehmaligen Wohnungen; und sahen die

Ihrigen wieder am heimathlichen Herde, doch aber als bald dem Tode verfallene Opfer.

Wratislaw drang immer tiefer in diese Kerker, sah überall gleich schreckliche Scenen, und zwischen den jubelnden Befreiern und Befreiten gleich frohe Schauspiele sich erneuern, und stand nun endlich an der Thüre des untersten und tiefsten Gefängnisses. Auch diese wurde gesprengt, aber auch hier ein Schlachtopfer wüthender Barbaren gefunden.

Ein Mann — sein greises, dünnes Haar deckte nur sparsam den kahlen Scheitel — in das sanfte, ehrwürdige Antlitz konnte nur der unnennbarste Jammer die tiefen Furchen gezogen haben, die es entstellten — lag auf faulem nassen Stroh, und stöhnte matt und kaum hörbar vor sich hin. Man hob ihn vorsichtig auf, und suchte ihn aufrecht zu erhalten, doch schwach und kraftlos sank er zusammen. Die Ritter legten ihn sanft und leise auf ihre Lanzen, und trugen ihn durch die gräßlichen Höhlen hinauf bis zu dem Eingange in die Gewölbe. Hier schien einiges Leben wieder in den Unglücklichen zurückgekehrt zu seyn. Das Auge öffnete sich matt und blickte langsam und staunend umher, auf die ihn umgebende, ängstlich forschende Gruppe. Mit Verwunderung schien er die Rüstungen der Ritter zu betrachten, und mühsam nur aus

seiner Betäubung sich erholend, in ihnen seine Retter zu erkennen. Von einigen Rittern sanft emporgehoben, faltete er mit einem stummen, aber unbeschreiblich ausdrucksvollen Blick gen Himmel die abgezehrten Hände, und drückte sie mit sichtlicher Anstrengung an seine Brust.

Noch war der Arme keines Lautes mächtig geworden, noch hing er, wie von einem entsetzlichen Traume halb erwacht, in den Armen der mit wehmüthiger Rührung ihn umstehenden Ritter.

Noch immer herrschte hohes, feierliches Schweigen in dem sonst so lauten sturmbewegten Kreise, da stürzte ein Haufe befreiter Jerusalemiten auf ihn ein, fiel schluchzend zu den Füßen des geretteten Greises, umschloß mit ängstlicher, liebender Hast seine zitternden Knie, und bedeckten mit heißen Küssen die welken Hände desselben. Mit jedem Augenblicke wurde das Entzücken der Menge größer, ihre Freude lauter, und jetzt erst erfuhren die staunenden Helden, dieser Greis sei: — Guy, König von Jerusalem.

2.

In einer langen Reihe von Jahren genoß Jerusalem unter dem milden Zepter weiser und liebe-

voller Könige der glücklichsten und vollkommensten Ruhe. Muselmänner und Christen lebten in friedlicher Eintracht unter dem Schutze der Gesetze ihrer angeerbten Rechte, und waren glücklich durch wechselseitige, anspruchlose Duldung.

Guy, Jerusalems König, bestieg den väterlichen Thron. Hatte dieses Reich unter der Regierung seiner früheren Könige schon des möglichsten innern und äußern Glücks genossen, so hätte es unter diesem Fürsten den höchsten Grad seines Flors erreicht. Durch Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe beglückte Guy sein Volk eben so sehr, als sie selbst für ihn die Quelle seines Regentenglücks wurden.

Doch sein Glück als Gatte und Vater überstieg bei weitem noch jenes, welches ihm als König eines, ihn beinahe bis zur Anbetung verehrenden Volkes wurde. Er hatte seine Krone mit einer Fürstin getheilt, die seiner Liebe eben so werth war, wie sie als die Gattin seiner eigenen Wahl ihm theuer geworden war, und deren geliebtes Abbild er in den Sprossen, die ihm zum Wohlgenusse seiner häuslichen Freuden ihre Zärtlichkeit schenkten, wieder fand. Mit gleicher Liebe und Treue lebte er nur für sie und seine Kinder.

Seine beiden Söhne waren bereits zu Männern herangewachsen, und auch Meline, die älteste

seiner zwei Töchter reifte jetzt zur stattlichen Jungfrau empor. Dieser war das Herz der Aeltern stets vorzüglich zugewendet, denn Schönheit, Unschuld und Tugend hatten sie zum Muster der lieblichsten Jungfräulichkeit vollendet. Doch die Liebe, diese süße Vergifterin menschlicher Ruhe und Zufriedenheit, sollte nicht allein das ganze Erdenglück dieses Mädchens zerstören, sondern auch seinem ganzen Hause den schrecklichsten Untergang bereiten.

Ibn Melidor Nureddin war der Sohn eines bedeutenden königlichen Beamten, der jedoch der mahomedanischen Religion zugethan war, und von seiner frühesten Kindheit an, bis der zum Jüngling reifende Knabe ernstern Geschäften sich widmen mußte, Melinens täglicher Spielgenosse gewesen.

Daß also die beiden Kinder früher sich gewöhnt, endlich einander aber immer unentbehrlicher wurden, daß, als man sie trennte, ihre Neigung eine ernstere Bedeutung erhielt, und zur glühendsten Leidenschaft entflammte, liegt in der Sphäre natürlicher Erscheinungen.

Den königlichen Aeltern war dieses mächtige Gefühl der beiden Liebenden verborgen geblieben, da sie dasselbe sorgfältig jeder fremden Beobachtung zu entziehen gewußt hatten, und nur

erst, als Meline die Hand eines benachbarten Prinzen mit den bestimmtesten Ausdrücken ablehnte, und endlich, um dessen lästigen Bewerbungen am schnellsten los zu werden, zur eigenen Verrätherin ihres Geheimnisses wurde, als sie ferner nicht minder und sehr feierlich erklärte, nie einer andern Liebe Gehör zu geben, nie einem andern Manne ihre Hand reichen zu wollen, da erst sahen Guy und seine Gattin den furchtbaren Abgrund, an welchen zum Theil der Aeltern eigene Unvorsichtigkeit das unglückliche Mädchen gestellt hatte, und schauderten ahnungsvoll zurück, vor all dem drohenden Unheile, das die nächste Zukunft bringen mußte, wenn die Leidenschaft des Mädchens, von kindlichem Gehorsam nicht mehr überwogen, der kältern Vernunft die Spitze biethen sollte.

Nie, — aus zweyfachen Gründen, niemals — konnte Meline Melidors Gattin werden: ihr dieses anzukündigen, alle Macht älterlicher Liebe und besonnene Ueberredung anzuwenden, sie von der Wahrheit und Nothwendigkeit dessen zu überführen, und zurückzubringen auf den Weg kindlicher Pflichten, war der Zweck einer nach gemeinsamer Berathung der Aeltern beschlossenen Sendung nach der Tochter.

Die Prinzessin erschien weinend, und trostlos sank sie an die Brust der sie umfangenden Mutter.

Keine Vorstellung jener Pflichten, die als Christin und Königstochter ihr oblagen, konnte sie bewegen, die einmahl gegebene Erklärung zurückzunehmen. Umsonst erschöpften die besorgten Aeltern alle nur möglichen Gründe, umsonst bestürmten sie selbst mit Bitten und Thränen das sonst so weiche kindliche Herz der Tochter — sie blieb fest und beharrlich bei dem vorgefaßten Entschlusse.

Doch jetzt, als ihr Vater ihr vorstellte, daß Beharrlichkeit in diesem Falle nicht allein die Pflichten, die sie gegen sich selbst habe, verletze, als er ihr bewies, daß nicht allein ihr Wohl durch diese Liebe gefährdet werde, sondern auch ihrem ganzen königlichen Hause, und selbst dem Volke ein unabwendbares Verderben drohe — jetzt änderte schnell und kräftig die königliche Jungfrau den harten, unbeugsam geschienenen Sinn, und versprach unbedingten kindlichen Gehorsam. Nur Melidorn selbst sein Unglück ankündigen, nur ihm selbst es sagen zu dürfen: daß ihres Hauses und ihres Volkes Wohl das Opfer ihrer Liebe fordere, und daß sie es diesen freudig bringe, war die Bitte, die sie der Versicherung ihrer Bekehrung anfügte.

Mit freudiger Rührung umarmten die Aeltern das muthvolle Mädchen, und gewährten gern und willig der Geliebten Bitte. Melidor hatte nicht so-

bald seines Fürsten Befehl vernommen, als er von trügerischen Hoffnungen getäuscht, auf den Flügeln der Liebe nach dem königlichen Pallaste eilte. Doch wer beschreibt sein Erstaunen, wer die Wuth des getäuschten Jünglings, als ihm aus der Prinzessin Munde das fürchterliche Urtheil wurde. Knirschend vor innern Grimme brach er in die Worte aus: »Also deine Aeltern, und Jerusalem verbiethen es, daß wir uns lieben? Wohlan! die Körper können sie zwar trennen, doch die Seelen nicht!« und mit Blitzesschnelle fuhr sein Schwert durch Melinens Herz, und in demselben Augenblicke lag auch er durchbohrt an ihrer Seite.

Der Schmerz, die Verzweiflung der unglücklichen Aeltern bei dieser schrecklichen That, bedarf keiner Beschreibung.

Die Königin starb noch an demselben Tage, der König und seine übrigen Kinder folgten nach drei Tagen mit stummen, folterndem Schmerze dem gemeinschaftlichen Sarge der verlornen Theuren, und auch das Volk weinte laut und innig den Verblichenen nach.

Nureddin, Melidors Vater, hatte mit unnennbarer Zärtlichkeit an dem hoffnungsvollen Sohne gehangen. Sein Tod verletzte ihn tief

und schmerzlich, und mit verhaltener, aber um so furchtbarerer Wuth schwur er einen feierlichen Eid, Rache nehmen zu wollen an dem ganzen königlichen Hause.

Von diesem schien auch wirklich seit jenem schrecklichen Ereignisse der Geist der Ruhe und des Friedens für immer gewichen zu sein. Unterlag der König beinahe dem doppelten Schmerze über den Verlust einer geliebten Gattin, und einer ihm nicht minder theuer gewesenen Tochter — waren, mit diesen bei den, ihm so unvergeßliche Wesen, seines Lebens ganze Freude für ihn verloren gegangen, so trugen die immer bedenklich werdenden Verhältnisse in seinem Reiche nicht minder zu seinem innern Unfrieden bei, und erhielten ihn in einer beständigen, mit den ängstlichsten Sorgen verbundenen Unruhe.

Die Sarazenen lebten seit einiger Zeit mit seinen christlichen Unterthanen in immerwährendem Hader, und eine unheilbare unglücksschwangere Spaltung des Reiches schien sich immer unvermeidlicher zu bilden. Keine, zur Abwendung des drohenden furchtbaren Sturzes auch noch so vorsichtig gewählte Maßregel verrichtete ihren Zweck; im Gegentheile wuchs täglich die Gefahr für die öffentliche Sicherheit, und selbst die strengsten Verfügun-

gen des Königs konnten die Unruhen nur auf Augenblicke dämpfen. Ermordungen öffentlicher Beamten und ansehnlicher Staatsbürger waren selbst in der Hauptstadt schon zur Tagesordnung geworden, und auch der königliche Pallast gab keine Sicherheit mehr den Dienern des Monarchen.

Nureddin, mit glühender, nach Befriedigung dürstender Rache im Busen, aber heuchlerisch verhüllt in die Maske eines, dem Könige mehr als jemals ergebenen Dieners, wußte sich die Herzen der Christen zu gewinnen, und mit falscher Freundlichkeit sie täuschend, sie zu Werkzeugen ihres eigenen Unterganges zu machen. Mit offenem Vertrauen wandten die Betrogenen in allen ihren Nöthen sich an den Heuchler, forderten seinen Rath, wo sie dessen zu bedürfen glaubten, und verließen sich auf seine Hilfe. Nureddin half auch wirklich, wo er konnte, erleichterte das Schicksal der bedrängten Christen auf verschiedene Weise, und befestigte so von Tag zu Tag sein öffentliches Vertrauen. Allein im Stillen brütete er Verderben über ein ihm verhaßtes Volk, und leitete mit angestrengtester Thätigkeit die Fortschritte der feindlichen Faction. Da die Christen sich an ihn selbst verrathen hatten, er daher alle ihre Schwächen bis auf die kleinsten derselben kannte, mußte der Erfolg seinen Wünschen leider nur zu günstig zusagen.

Einst — in einer äußerst unruhigen, stürmischen Nacht stand Jerusalem auf ein Mal in einem furchtbaren Feuer. Schrecklich wütheten die Feuerwogen, Sparren flogen und zündeten die entferntesten Häuser. Grauenvolles Jammergeschrei erfüllte die Straßen und Lüfte, und einte sich mit dem Zischen der prasselnden Flamme, die Verwirrung war aufs Höchste gestiegen, an Rettung nicht mehr zu denken. Guy selbst befand sich unter dem Haufen, eilte selbst, und rief auch andere zur Hilfe herbei; allein Niemand achtete die Befehle des Königs. Ein Weib rannte in ihr brennendes Haus, um das Leben ihres schlafenden Kindes zu retten. Guy stürzte ihr nach, und Weib und Kind dankten seiner edlen, muthigen Entschlossenheit ihr Leben. Doch kaum zurückgekehrt aus den glühenden Trümmern des hinter ihm einstürzenden Hauses wird der edle König von Meutern ergriffen, gebunden und fortgeschleppt. Man bringt ihn in seinen Pallast, entledigt ihn seiner Fesseln, und führt ihn in die königlichen Zimmer. Eine Schaar geschmückter Jungfrauen, Jünglinge und bewaffneter Männer umjubelt ihn, die ersteren streuen ihm Rosen und andere Blumen, die letzteren legten ihre Waffen zu seinen Füßen nieder, und bringen ihm ihre Huldigung. Da tritt Nuveddin aus ihrem Kreise, und reicht dem Könige zur Vollendung des entehrenden Schauspiels eine Krone von — Dornen. Darauf wird er in das Gefängniß geführt.

Allein noch war die Rache des Sarazenen nicht gestillt, der unmenschliche Barbar sann noch auf höhere Martern.

Eines Tages wurde der König aus dem Kerker geholt, man schleppte ihn vor Gericht.

Die Richter traten zusammen, und sprachen sein Urtheil. Da öffneten sich die Thüren des Saales, und zwei seiner Kinder stürzten zu den Füßen des Greises. Mit ungestümer Freude umklammerten sie seine Knie, und benetzten mit heißen Thränen seine Hände. Er hob sie auf, drückte sie an sich und konnte vor Freuden nicht sprechen.

Da trat Nureddin hervor, sprechend zum Könige. »Nun höre dein Urtheil: Du wirst im ewigen Kerker dein Leben zubringen; doch deine Kinder sollen sterben, du sollst ihren Tod sehen, und vor Schmerz im Staube dich krümmern.« Ein Scherge entriß auch sobald den Sohn den Armen des Vaters, und hieb ihm vor dessen Angesichte den Kopf ab.

Guy sank bei diesem Anblicke leblos zusammen. Er wurde in sein Gefängniß zurückgebracht. In starrer dumpfer Betäubung lebte Guy nun seine übrigen Tage, bis Wratislaw zu seiner Rettung erschien, im Kerker.

Die Barbaren hatten ihre Grausamkeiten an ihm erschöpft; seit jenem gräßlichen Augenblicke sah er keinen seiner Feinde wieder. Sein spärliches Mahl war ihm täglich durch eine in den Thurm angebrachte Oeffnung von oben herabgereicht worden.

Als Guy sich wieder etwas erholt, und einige Kräfte gesammelt hatte, führte ihn Wratislaw im Triumphe hinaus in das christliche Lager. Mit feierlichem Gepränge empfingen die Ritter des deutschen Ordens den geretteten König, und zollten seiner Würde die gebührende Verehrung.

Guy sank im Angesichte des ganzen Heeres auf die Kniee, und dankte Gott laut und freudig für seine Rettung.

»O!« rief mit entzückten Blicken der neubelebte Greis, »o, ich wußte es wohl, daß er, der Ewige, mich nicht verlassen habe. In der Nacht meines Kerkers, in den gräßlichsten Augenblicken meines Lebens warst du, Heiligster, meine Hoffnung, und der Glaube an deine Barmherzigkeit mein Trost. Als meine zwei Kinder vor meinem Angesichte durch die Hand des Henkers fielen, und der Schrecken über das gräßliche Schauspiel meine Sinne verwirrte, ich in meiner Höhle wieder erwachte, —

Herr! nur du warst es, der auch in jenem grausen Momente mir Stärke, und selbst auch jetzt noch, vom Throne deiner Klarheit einen Strahl belebender Hoffnung herabsandte! Ich hatte nur zwei meiner Kinder in den Händen der Barbaren gesehen. Guy, mein älterer Sohn war vielleicht ihrem Grimme entflohen, deiner Gnade empfahl ich damahls mit dem inbrünstigsten Gebethe sein Leben; in deine Hände legte ich das Wohl des Letzten meines Stammes; und, wie aus himmlischer Sphäre zu dem armen Leidenden herabgestiegen, hauchte ein Engel des Lichtes selige Beruhigung meiner Seele ein. Ich baute auf dich, und du, o Gott! höchstes, allerbarmendes Wesen, ewiger, heiligster Urquell der Gnade und Liebe! — Du wirst auch diese meine letzte Hoffnung nicht unerfüllt lassen.«

Ein Ritter in glänzender Rüstung, dessen weißer Reigerbusch hoch über die Helme der Uebrigen hervorragte, hatte gleich bei des Königs Ankunft im Lager die seltsamste Unruhe verrathen, und dadurch die Aufmerksamkeit vieler auf sich gezogen. Jetzt schlug er auf einmahl rasch und heftig das Visir zurück, warf den Helm vom goldgelockten Haupte, und stürzte hin zu den Füßen des Königs. Guy warf erst einen glühenden, dankenden Blick, der die ganze Seeligkeit seiner Empfindungen aussprach, gen Himmel, dann preßte er den schönen,

blühenden Jüngling an das hochschlagende Herz, und Thränen väterlicher Zärtlichkeit flossen über die stahlbedeckte Brust des — wiedergefundenen Sohnes.

Durch die Hülfe eines treuen Dieners war es dem Prinzen in jener tumultuarischen Nacht möglich geworden, aus Jerusalem zu entfliehen, und liebevoll hatten die deutschen Ritter im christlichen Lager den unbekannten Flüchtling, ohne seinen hohen Stand zu ahnen, in ihre Mitte aufgenommen.

Rührend war die Scene des Wiedersehens zwischen Vater und Sohn, und ein Jeder im Heere weinte eine Thräne wehmüthiger Freude bei dem Anblicke des erschütternden Auftritts.

Guy trat in der Folge, da Jerusalem abermahls an die Barbaren verloren ging, und zur Wiederherstellung seines Thrones jede Hoffnung schwand, zu den Hospitalitern über, und widmete sich bis an das bald darauf erfolgte Ende seines verhängnißvollen Lebens mit Eifer und Liebe dem Dienste seines Ordens, sein Sohn aber suchte nach dem Tode des geliebten Vaters, fern von Jerusalems blutgetränkten Fluren, ein neues, glückliches Vaterland.

Das Todtengerippe.

Trauernd denk' ich, was vor grauen Jahren
Diese morschen Ueberreste waren;
Ein bethürmtes Schloß, voll Majestät,
Auf des Berges Felsenstirn erhöht.

Diese Worte des herrlichen Matthison mochten wohl in der Erinnerung manches Wanderers auftauchen, wenn er die schauerlichen Trümmer des Schlosses Wildenstein erblickt, welche von einem bewaldeten Bergrücken, wie dunkle Grabesgedanken in das blühende Bronnenthal niederschauen, und der freundlichen Landschaft einen düster romantischen Zug verleihen. Nach mündlicher Ueberlieferung sollte in der letzten Stunde jedes Jahres ein riesiges Todtengerippe durch die Hallen des modernden Ahnensaals seufzend hindurch wandeln, und mit dem letzten Glockenschlage der Mitternachtsstunde wieder in Staub zerfallen. Gespensterfurcht hatte nun die ländlichen Bewohner der Umgegend bestrickt, und sie vermieden besonders in der Syl-

vesternacht die Nähe dieses geheimnißvollen Schlosses, um nicht Zeuge sein zu dürfen, von den dunklen Beschlüssen einer rächenden Nemesis.

Am Sylvesterabend des Jahres 182* schien es den Landbewohnern, als ob sämmtliche Besitzer dieses Ritterschlosses aus ihren Gräbern hervorgegangen wären, um sich im großen Ahnensaale zu einer geselligen Freude zu vereinen. Ein blendender Lichtschimmer strömte aus den buntbemahlten Saalfenstern in das sternlose Nachtdunkel, allerlei gespenstische Gestalten wandelten gleich Schattenbildern an den lichterfüllten Räumen vorbei; und urplötzlich dichtete die Geisterfurcht der Sage folgenden Schluß bei; daß nähmlich die Erlösungsstunde des wandelnden Todtengerippes gekommen sei, und sich die Geister nun zum Freudengelage versammelt hätten.

Keineswegs aber trieb eine Geisterversammlung in den alterthümlichen Schloßmauern spuckhaftes Wesen, die Abgeschiedenen ruhten im eisernem Todesschlummer, und nur die Gemählde an den gothisch-verzierten Wänden des Ahnensaales mahnten an ihr früheres Erdenwallen.

Freiherr von Föhrenrode, Besitzer der Herrschaft im Bronnenthale, hatte mit seinen Freunden

den Entschluß gefaßt, den Sylvesterabend in der geisterhaften Schlossesmitte zu feiern, um dadurch zugleich seinen Untergebenen die augenscheinliche Ueberzeugung zu schaffen, daß die erhaltene Sage vom Todtengerippe auf einem blinden Köhlerglauben beruhe.

Die Gesellschaft saß in behaglicher Fröhlichkeit am großen Rundtische, der mit edlen Rebengetränke besetzt war, und schwelgte im belebten Wechselgespräche in den Erinnerungen der Vorzeit, woselbst dieses Schloß noch in voller Majestät und Kraft, thatkräftige Körper vereinte. Der Pokal ging lustig klingend herum in der harmlosen Runde, indeß die Schneeflocken gespenstig an die Saalfenster schlugen, und die Windsbraut durch die Thurmöffnungen ein klägliches Todtenlied wimmerte. Die Uhr an der Decke des Saales schlug mit dumpfen Schlägen drei Viertel auf Zwölf. Eine stille Pause herrschte. »Meine Neugierde ist sehr groß,« nahm der Freiherr von Föhrenrode das Wort, »ob die Frauen ihre Wette gewinnen werden?«

»Welche Abenteuer können sie aber auch im nüchternen Bronnenthale bestehen,« sprach Major Wrängen lächelnd, »wären sie mit uns heraufgezogen in diese unheimlichen Wohnungen der Geister,

in diese halbversunkenen Ueberreste einer zu Grabe gegangenen Zeit, dann wollte ich festiglich auf ihre Herzhaftgkeit und Gespensterverachtung bauen.« Der Freiherr hatte vor einigen Monaten große Gesellschaft. Die Männer machten den Vorschlag, den Sylvesterabend auf dem alten Schlosse zuzubringen. die Frauen lehnten die Einladung ab, machten jedoch nach einigen Tagen die Wette, in der Sylvesternacht ein noch gewagteres Abenteuer zu bestehen, als selbst die Männer, ersuchten aber zugleich, sie in ihrer Unterhaltung nicht zu stören, bis sie selbst Kunde erhielten von ihrem Wagstücke.

Während die Versammlung unter fröhlichen Scherzen das Abenteuer, welches die Frauen bestehen würden, zu entschleiern strebte, rückte der Zeiger der Mitternachtsstunde immer näher. Die Flamme des Kamins brannte düsterer und die eisigen Flügel des Windes schlugen gespenstiger an die klirrenden Bogenfenster. Eine unheimliche Düsterheit verbreitete sich im weiten Saalraume, und es ließ sich aus den Tiefen ganz dumpf ein verworrenes Getöse, wie ferner Donner vernehmen. Das edle Rebenblut mochte wohl auch schon seine geistige Runde in den Adern seiner Verehrer herummachen, die Gesellschaft fuhr plötzlich wie aus einem Traume geweckt, empor, und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit nach der Gegend hin,

von wannen das dumpfe Gemurmel gekommen sein mochte. Alle sahen sich endlich wie fragend an, und erhoben sämmtlich ein weithallendes Gelächter, als hätten sie wechselweise den Anklang eines unerklärlichen Grauens an sich verspürt.

»Singen wir dem alten Jahre das Grablied, begann fröhlich rufend der Freiherr, und sie sangen im ernsten Chore folgende Strophe von Voß:

»Im steten Wechsel kreiset
Die flügelschnelle Zeit;
Sie blühet, altert, greiset
Und wird Vergessenheit;
Kaum stammeln dunkle Schriften
Auf ihren morschen Grüften,
Und Schönheit, Reichthum, Ehre, Macht
Sinkt mit der Zeit in öde Nacht.«

Kaum waren die letzten Worte der Liedesstrophe in dem weiten Raume des Ahnensaales verklungen, als die Plafond-Uhr in bangen, bedeutungsvollen Schlägen die Mitternachtsstunde begrüßte. Das donnerähnliche, unterirdische Gemurmel schien mit jedem Schlage mehr aus der Tiefe heraufzuziehen, und als der zwölfte Glockenruf ertönte, sprang die eiserne Flügelthüre, welche zur Gruft hinabgeleitete, mit einem furchtbaren Rauschen aus ihren Angeln.

Die Lichter des Saales erloschen plötzlich, wie vom Hauche der Geister umweht, und es verbreitete sich eine geheimnißvolle, schauerliche Düsternheit um die gesellige Runde. Mit Verwunderung und Staunen erhob sich die Versammlung von ihren Sitzen, und alles schaute unabwendbaren Auges, und in gespannter Erwartung nach dem weitgeöffneten Eingange, der zur dunklen Todtenkammer hinabführte. In dem schwach erhellten Hintergrunde erschien jetzt ein Todtengerippe von riesiger Größe, das mit abgemessenen Schritten sich gegen den Saal vorwärts bewegte. Diese gespenstige Erscheinung war fast im Stande, der verbreiteten Volkssage einen Stempel der Wahrheit aufzudrücken. Eine zweite Gestalt in vielfache Schleier eingehüllt, mit einem blinkenden Schwert in der Hand, trat ebenfalls langsamen Schrittes, aus dem Hintergrunde hervor, stellte sich in drohender Richtung, gleich der rächenden Nemesis, dem Beingerippe gegenüber, erhob das Schwert und berührte mit der Spitze desselben den Scheitel der knöchernen Grabeserscheinung. Bei dieser Berührung sank das Gerippe als Staub auf eine Todtenbahre nieder, und ein glorienartiger Lichtschimmer umflog die räthselhafte Siegerin. Ein sanfter Gesangschor, mit den Tönen einer Harfe melodisch durchzittert, drang beschwichtigend und versöhnend aus der geistervollen Tiefe. Die Ueberraschten vernahmen folgende Worte:

Sanft ruh'n die Todten in der Gruft,
Bis einst sie die Posaune ruft.
Der Staub hier auf der Todtenbahr
Bedeutet nur das alte Jahr,
Die Schleier fielen von ihm ab,
Als Beingerüpp sank es in's Grab;
Das neue Jahr stieg nun herauf,
Und rollet seine Schleier auf:
Bis, wenn die ernste Stunde winkt,
Es auch als Beingerüpp versinkt.

Der Gesang verstummte, und der geöffnete Raum wurde von einem blendenden Lichtglanze übergossen. Hatte sich die frühere Anwandlung eines unwillkührlichen Grauens bei den sanften Liedesworten schon in ein freudiges Vorgefühl aufgelöst, so wurden die ernsten Züge der Versammlung mit einem gar heiteren Lächeln überflogen, als aus dem Eingange zur Todtengruft, holdgeschmückt, eine liebreizende Frauenschaar hervortrat, und mit den Worten: »Haben wir die Wette gewonnen?« sich als die Unternehmer dieses ernst fröhlichen Spieles ankündigte. Die holden Frauen, welche ihre Furchtlosigkeit auf eine so sinnige Weise bethätiget hatten, wurden von den angenehm überraschten Abenteurern mit einem freudigen Jubelrufe empfangen. Sie hoben die vollen Gläser in die Höhe, und tranken auf das Glück der schönen Le-

bensgefährtinnen, welche am Sylvesterabende das neue Jahr in so kühner Allegorie vorzuführen wagten. Der Geist des Frohsinns und der Heiterkeit wandelte nun durch den vergrößerten Gesellschaftskreis, wie er wohl seit Jahrhunderten in diesem unwirthlichen Schloßraume nicht angetroffen wurde.

Die Teufelsbrücke.

Ohnfern des Dorfes Landsberg im Königgrätzer-Kreise, ragt ein mäßiger Berg empor, dessen Gipfel die Trümmer der Burg Landsberg trägt. Kaum eine halbe Stunde davon erhebt sich wieder ein anderer starker Hügel, auch mit einer Ruine, Zampach genannt. Die Edelherren und Bewohner beider Burgen durch manche gemeinsame Interessen, durch manch gemeinschaftlichen Besitz, in Weide, Jagd und Fischfang einander noch näher verbunden, waren durch lange Jahre der ganzen Umgegend ein Spiegel und das Sprichwort ungetrübter Eintracht und harmlosen Zusammenlebens. — In den bösen Tagen, als der letzte Przemislide, der junge Wenzeslaw, durch eines tollen Meuchelmörders Schwert in Ollmütz fiel, und seine Schwäger, der Kärntnerherzog Heinrich von Görtz und Tyrol, und der abenteuerliche Johann von Luxemburg um das verwaiste Reich stritten, hauseten zwei junge Edelherren auf Landsberg und Zampach, einander mit noch innigerem Wohlwollen, als ihre Väter zugethan. — Doch ging im nächsten

Kreise, still und scheu die Kunde von Ohr zu Ohr, die zärtliche Freundschaft des Einen gelte weniger dem Andern, als vielmehr seiner erst jüngst vom Posner Herzogshofe heimgeführten Gemahlin, der schönen Dobromila. Auch Zdenko von Zampach hatte manches Jahr in Posen am Hofe als Edelknecht in Knappenweise gedient. — Weit früher, als der Landsberger Burgherr, ihr jetziger Gemahl, hatte Zampach Dobromilen gekannt und glühend geliebt. Aber noch lebte sein strenger Vater, der ihm eine andere, eine reiche Braut aus der Nähe bestimmt, der den Jüngling, naher Auflösung unmuthig entgegensehend, plötzlich nach Hause berufen hatte.

Zwischen den beiden Bergen, die ihre Schlösser trugen, breitete sich ein anmuthiges Thal voll jungen Waldes und saftgrüne Wiesplätze dazwischen. — Der wilde Adlerfluß durchschlängelte es (wstekla orlice) später durch den Weiler Hnatriece (Friedrichswald) besiedelt. — Ueber jenes ganze Thal ging von der Wartthumsmauer der einen Burg zur andern ein starkes Seil. — Mittels einer Kapsel an Klappen theilten sich die beiden noch unvermählten jungen Burgherren an diesem Seile wechselseitig wichtige Mähren mit, aber auch bloße Kunden und Wünsche der Freundschaft und des Vergnügens, auch Geschenke in Wildpret, Geflügel und köstlichem Wein.

Die jungen Waffenbrüder und Burgherren hatten einander, in Feld und Wald den edlen Falken auf der Faust, den Jagdspieß in der Hand, fast täglich begegnet, und viele Stunden gesprochen: Zum Besuche auf die sich doch so nahen Burgen kamen sie selten. Nun aber, da der Edelherr von Landsberg die wunderschöne Polin heimgeführt, verschloß der Eifersüchtige vollends seine Veste Jedermann ohne Unterschied. — Ein einzigmahl beim österlichen Besuche einer nicht weit von beiden Burgen entlegenen Kapelle, hausten die Knappen und Sassen und all' das glänzende Gefolge beider Freunde zusammen, und mit ihren wohlgeschmückten Zofen auf milchweißen Zeltern die reitzende Dobromila. — So sehr Zdenko sich mühte, des in seinem Innern wogenden Meeres wildstürmender Leidenschaften Herr zu werden, so wenig gelang es ihm. Hörbar schlug sein Herz wider den leichten Silberpanzer, von goldenen Ketten reich umhangen. — Die Straußenfedern des Barrets wehten und wogten heftiger, als zitterndes Espenlaub im Winde. Gluth und Todesblässe wechselten auf seinen edlen Zügen. Er wußte nicht, war er im Gotteshause? war er im tobenden Schlachtgewühl? im tiefsten Kerker oder immer noch im herzoglichen Vorgemache zu Posen? — Schmerz und Liebe, Thränen und Wuth zerrissen sein ganzes Wesen. Er ließ sich mahnen, Dobromilen nach Ritterssitte

aus der Kirche zu führen und auf ihren Zelter zu heben. Er sprach nicht, grüßte nicht. Alles sah ihn erstaunt an, Höllengeister des Argwohnes tauchten im Gemüthe seines Freundes auf. — Zum Glücke hielten die meisten Zdenko für schwer krank, und zuletzt der argwöhnische Herr von Landsberg selber, als Dobromila leichten Fluges davonjagte, und Zdenko seiner Sinne nimmer mächtig, ohne ein Zeichen des Lebens zu Boden sank.

Der erschrockene Freund übergab den Leblosen seinen vertrautesten Knappen mit dem ernsten Auftrage, ihn langsam und schonend auf Zampach heimzubringen, und auf dem verhängnißvollen Seile heute noch Kunde seines Befindens nach Landsberg hinüberzusenden. — Nach wenig Augenblicken schlug Zdenko wieder die schönen, dunkelglühenden Augen auf, schwang sich, obgleich todesmüde, ohne fremde Hülfe aufs Roß, auf den Heimweg. — Ein Bild der kühnsten Mannesgluth und Blüthe ausgeritten, kehrte er jetzt nach wenigen Stunden nach Hause zurück. — Der Blick, den Dobromila in sein begehrendes Auge geworfen, und wie sie alter Zeiten, und alter, nicht rostender Minne nur allzusehr eingedenk, seinen Händedruck unbemerkt erwidert hatte, rieß ihm vollends die ganze Seele aus ihren Fugen. — Die Freunde besuchten einander auf ihren Burgen noch weniger als vorher, der Herr von

Landsberg ließ keinen Zweifel darüber, wie sehr er die Einsamkeit wünsche. — Doch was ist der Liebe unmöglich? Der Landsberger war häufig auf der Jagd, häufig bei Banketten, und auch auf ernsten Tagen und Taidigungen der benachbarten Ritter in jener unruhvollen Zeit. — Doch über Nacht blieb er nie aus. Er liebte Zdenko noch. Sein Argwohn hatte keine bestimmte Gestalt oder Richtung. In keinem Falle fürchtete er den schwärmerischen Freund — und doch war er fast nie auf eine Stunde abwesend von seiner Burg, als zärtliche Erinnerungen und erneute Liebesschwüre an dem verhängnißvollen Seil hin und wieder flogen, versteckt in gewohnten Sendungen an den Burgherrn, die Niemanden auffielen, wohl versorgt und geborgen. An Zdenkos Lebensmark zehrte eine Unruhe ohne Gleichen. Augen und Herz waren ihm wie verdorrt. Seine Jugend entwich; die Kraft seines Lebens schien entflohen. Mit einem aberwitzigen schmerzvollen Lächeln horchte er oft dem Plätschern des Flüßchens, dem Brausen des Waldes, dem Sturm in den Lüften oder in den hohen Fensterbogen und weiten öden Gemächern seines Ahnenschlosses.

Wieder einmahl irrte Zdenko eines schönen Abends in dem Walde. Die Sonne sank an dem heißen Sommerabend spät hinunter, in langen, schimmernden Gold- und Pur-

pur-Streifen die Fluren begrüßend, den Fluß und den Forst. — Zauberisch brach allmählich das Zwielicht herein, und ein geheimnißvolles Dunkel verbreitete sich mehr und mehr. — Zdenko lag unter einer Eiche — vor lauter Leidenschaft nur eine Wunde, matt und müde wie der Tod — und doch unmöglich ein Auge zu schließen, und doch beständig innere Foltern. Jetzt hörte er die Abendglocke von Landsberg. Verzweifelnd raufte er die schönen Haare, wühlte mit den Nägeln in dem Boden, und löste sich endlich in einen Strom von ungestümen Thränen auf. —

Zufällig das Antlitz wieder emporwendend, sah er einen Mann vor sich stehen, dunkelroth und schwarz gekleidet, auf dem Barret eine Hahnenfeder, ihn (wiewohl nicht ohne hönische Beimischung) mitleidsvoll anstaunend. — »Nun, nun Bruder! So viel Jugend und Schönheit, so viel Reichthum und Manneskraft, und solch unmännliches Vergessen seiner selbst?! Du tödtest dich ja auf die erbärmlichste Weise, wenn du noch ein Paar Wochen so fortfährst? — Was ist dir? womit ist dir zu helfen? —« Augenblicke der Art entlocken, sie erzwingen Vertrauen, auch wo man sonst keines gefühlt. — Zdenko winkte heftig mit der Hand hinüber auf die Landsberger Burg, der fremde Ritter lachte gar schauerlich, und sagte: »Ja so! das

dachte ich längst. Die wunderschöne Frau deines Freundes? Warum gehst du nicht zu ihm? Bebst du vor seinem Schwert? Zitterst du vor seinen Knechten?« Zdenko erwiederte, »Der Mann läßt Niemanden ein — und verstohlen? da schaut hin, wie das tolle Adlerflüßlein wüthet! — Trüge mich nur das schwanke Seil, wie gerne bestünde ich alle Gefahren zwischen Himmel und Erde!« »Wäre nur dein Wille stark genug; die Kraft möchte ich dir wohl schaffen,« sprach der unheimliche fremde Rittersmann. — »Wer bist du, widerwärtiges und doch unentbehrliches, unerklärliches Geschöpf? — Sehen muß ich sie, sprechen muß ich sie, haben muß ich sie, die Königin der Anmuth, die Herrin meines Wesens.« — »Sie trachtet auch, sie sehnt sich auch, sie will!« — »Zaubere mir, aber noch in dieser Nacht, statt des elenden schwanken Seils eine Brücke durch die Luft, hinüber zu ihr, dann fordre von mir, was du willst. — Es ist gewährt, was es auch sei. —«

Grinsend sprach der Fremde: — »Nun, du verlangst eben nicht wenig — nur das dreimahl Unmögliche. — Ich bin stark, ich bin mächtig, aber das zwinge ich doch nicht allein. Ich brauche siebenhundert meiner Brüder, dieß Werk so schnell zu vollenden.« — Zdenko entgegnete: »Alles, was du willst, und wie du es willst. Aber mein Freund

bleibt heute zum ersten Mahle über Nacht aus. Heute Nacht noch muß die Brücke durch die Luft sich wölben, bis hinüber in des Landsbergers Burg, mir eine Bahn bis zu seinem innersten Gemächern.«

Der dunkelrothe Ritter sprach: »Nur nicht so hitzig, Bruder! Was thäte ich denn nicht dir zu Liebe. — Ja, so toll auch dein Begehren ist, noch heute Nacht soll die Brücke durch die Luft zu des Freundes schöner Frau hinüberstehen. Wohl bekomm's! doch höre nun auch meine Bedingungen: Alle Hähne in der ganzen Gegend, sieben und siebenzig Klafter weit und breit mußt du tödten lassen, auf daß uns kein Hahngeschrei störe, wenn wir noch bis über die Mitternacht hinausarbeiten müßten.« Zdenko versprach es. Zu des wechselseitigen Versprechens engerer Bindung nahm der räthselhafte Fremde ein Stücklein Pergament, und eine Hahnenfeder aus der Tasche. Die Tinte fehlte, aber darum war er nicht verlegen. Er riß schnell einen Pfeil aus Zdenkos Jagdköcher, und machte ihm ringend und scherzend einen tüchtigen Ritz in die Hand, hieß ihn den Zettel mit seinem Blute unterschreiben — hielt ihm höhnisch vor die Augen, was er geschrieben, wiederholte scharf und drohend sein Gebot wegen des Hahnenschreies, und verschwand so augenblicklich im Gebüsch, als hätte der Boden ihn eingeschluckt. —

Zdenko raffte sich auf, und stieß ins Hüfthorn. In wenig Augenblicken umstanden ihn alle seine Knappen. — Er sendete sie sogleich mit dem Blutbefehle gegen die Hähne von Hütte zu Hütte. — Doch mußten sie den guten Leuten wohl bezahlt werden, und die Reisigen die abgeschnittenen Hälse mit den stolzen Kämmen auf Zampach bringen, zum untrüglichen Wahrzeichen, der Befehl sei vollzogen. Er ward es auch, ohne viel Federlesens, denn Zdenko verlangte es ja nicht umsonst, und seine Bauern thaten ihm gerne alles zu Willen, denn er war ihnen ein gar milder und gütiger Herr, und ihnen noch lieber geworden durch die tiefe stumme Trauer, deren Anlaß niemand kannte.

Den Rest des Abends zählte Zdenko unaufhörlich, das melancholische Gepicke der Schloßuhr und seines eigenen Herzens angstvoll gepreßte, krampfhafte Schläge. Er schob in Gedanken, und manchmahl auch in unwillkührlichen Geberden die Sonne, die ihm allzu hoch stand, und heute gar nicht hinunter sinken wollte. — Endlich wurde es Nacht. — Aber es war eine seltsame Nacht — der Mond stand am Himmel, aber er leuchtete nicht, die Sterne hatten sich versteckt, selbst der kleine hellglänzende, dem Mond immer so nahe. — Donnerschwangere Wolken von seltsamer Gestalt zogen unaufhörlich am Himmel hin und her, sich gleich-

sam niedersenkend über den beiden Burgen, und über dem sie verbindenden Seil.

Immer näher, immer düsterer und lautloser rückte die Mitternacht heran. Seit einer Stunde hatte Zdenko zum Kammerfenster hinausgesehen, dem verhängnißvollen Seile nach, hinüber, wo Dobromila nicht minder ahnend und erwartend lauschte, wo Lichter, wie zu verabredeten Zeichen und geschäftige Schatten hin und wieder zogen. Jetzt schlug die Landsberger Thurmglocke die erste Zwölf an. Rasch folgte ihr jene von der Zampacher Warte. Noch hatte es zwölf Uhr nicht ausgeschlagen, als häßliche Nachtvögel umherschwirrten, Eulen und Käuzlein ihr Todtenlied anstimmten, als eine heulende Windsbraut den Schloßhof und die öden Säle und Gänge durchfegte, und die Erde ruckweise zu beben und zu zittern schien.

Sichtbar dem verblendeten Zdenko jagten eine Menge schwarzer Reiter durch die Luft. In dem ersten, die Andern zornig antreibenden, dessen Roß Feuer schnob, und wie in einem Schwefelregen gehüllt schien, erkannte Zdenko entsetzensvoll den Meister, den rothen Ritter mit der Hahnenfeder. — Nun ließen die schwarzen Reiter ihre Rößlein laufen, und schritten ans Werk. Wie Kinder ihre Spielbälle, warfen sie einander ungeheure Steine

und Blöcke vom nahen Felsen zu. Unendlich thätig reihte und fügte der Meister die Steine, und hauchte Flammen in die Fugen — und in wenig Augenblicken stand bereits die Hälfte dieser Teufelsbrücke durch die hohe Luft fix und fertig. Horch: — da krähte ein Hahn — und mit ungeheuerm Geprassel stürzte die halbe Brücke herunter, gelöst und gebröckelt, Alles in die Tiefe hinein — manche der Höllengeister stürzten mit, im Flug in Steine verwandelt. Noch liegt dieß ungeheure Gerölle der mannigfaltigsten Massen und Gestalten dort herum, und noch staunt alles es an, und nennt es die Teufelssteine.

Zdenko sah die furchtbare Scene. Voll Grauen und Schrecken sank er auf die Knie, mit emporgehobenen Armen zum Himmel flehend: »Gehe mit mir armen Sünder nicht ins Gericht, o großer Gott! Ich habe Schweres verbrochen, denn ich habe geahnt, es sei der Meister der hölliſchen Schaaren, der meinem Ritterworte mißtrauend, die Unterschrift mit meinem Blute begehrte!«

Erhoben und gestärkt stand er von seinem Gebete wieder auf, eilte hinüber zum Freunde, bekante ihm Alles, wies ihm die ungeheuren Trümmer der Teufelsbrücke. — Dann bestellte er eilig sein Haus, setzte den alten treuen Burgvogt, der ihn so

oft auf dem Schilde gewiegt, und zu sich aufs Pferd gehoben, über all sein Gut und über alle seine eigenen Leute, und that eine Pilgerfahrt ins heilige Land.

Alles Volk lief zusammen, staunte die wunderſamen Steinmassen an, die in ihren seltsamen Gestalten niemand zu deuten wußte, noch zu begreifen, wie sie über Nacht hieher gekommen?

Aber woher kam der folgenreiche Hahnenschrei? Waren ja doch alle in der ganzen Gegend getödtet? Ein altes Weib, das einen großen Hühnerhof hatte, der ihre Freude und die Bewunderung der Umgebung war, hörte schon von den Nachbarn den seltsamen Befehl, schlich sich eilends hinter Zäunen und Hecken voraus nach Hause, barg ihren schönsten Hahn in ein finsteres Kämmerlein, mit reichlichem Futter, unter einem hohen Korbe. — Ihre zwei andern Hähne, überlieferte sie den Reisigen Zdenko's, die ihnen ungesäumt die Hälse abschnitten. — Aber wie die Geisternähe alle Thiere unruhig machte, tobte auch der Hahn, als die Mitternacht schlug, und das wilde Sausen und Brausen anging, wider sein Gefängniß, stürzte den Korb um, und der wiedererlangten Freiheit froh, schlug er mit den Flügeln, und krähte hell und laut.

Schon vor dem, für Böhmen so schreckensvollen dreißigjährigen Kriege lagen beide Burgen Zampach und Landsberg in Schutt. — Das alte Weib, der der Hahn gehörte, haben viele Landsberger Bauern noch vor wenig Jahren Eier auf den Markt tragen und eben so wenig kommen als verschwinden gesehen. — Ob Zdenko, nachdem er an der Wiege des Erlösers, nachdem er im Tempel, auf dem Marterhügel und am heiligen Grabe gebethet, glücklich wieder heimgekehrt, oder im gelobten Lande verblichen, oder ob ihn, gleich unzähligen Andern die Schwerter der Ungläubigen niedergemäht, oder das kalte Bett des Meeres aufgenommen habe, davon giebt weder die Chronik, noch die Sage einigen Bericht.

St. Wenceslaw.

Alles lag dem Luxemburger Johann mehr am Herzen, Alles flößte ihm mehr Liebe und Sorgfalt ein, als sein schönes, reiches Böhmerland. — So zog er auch 1318, um in Mähren und Schlesien desto ungestörter zu wirthschaften, desto ungestörter gegen Casimir von Polen zu rüsten, den Böhmen die Meißner auf den Hals. Sie sengten und brennten im Lande. — Wilhelm Zagic von Waldeck raffte schnell zusammen, was er von wehrhaften Reisigen auftreiben konnte, und rückte damit den Unholden rasch entgegen.

Unvermuthet standen beide Theile einander im Gesichte, Wilhelms Czechen erschrocken vor der mehr als zehnfachen Uebermacht der Deutschen. — Da helfen Menschenkräfte nicht, rief Zagic. Da kann nur Gott uns helfen und St. Wenceslaw. Auf Wilhelms Mahnung und Beispiel sprangen alle von den Rossen auf die Knie, und flehten um Hülfe zu ihrem heiligen Herzog und Blutzeu-

gen. Ein überirdischer Schimmer blitzte vor den ersten Reihen. — St. Wenceslaw im silbernen Harnisch, mit Helm und Lanze, die unwiderstehliche Lanzenspitze von Gold, sprengte auf schneeweißem Zelter vor ihnen her. Ohne Befehl, vom innern Geiste getrieben, stimmte Alles mit lauter Stimme den Schlacht- und Hülfsgesang Woptiechs an — und in weniger als einer Stunde hatten die Böhmen den vollkommensten Sieg.

Das Schwert des Brunswik.

In Böhmen und in Ungarn, und selbst im deutschen Liede lebt der starke Ritter Brunswik mit seinem Löwen, sein Kampf mit Riesen und Drachen und sein gewaltiges Schwert, das auch von keinem Arm und von keiner Faust regieret, verrichtete, was sein Herr befahl, ein ganzes Eiland in wenig Augenblicken von Ungethümen reinigte, und einem Kreise hinterlistig nachstellender Gegner eben so schnell die Köpfe wegmähte. — Der Brunswik reicht in die böhmische Mythezeit hinauf, wenn sich ihm auch im Verlaufe der Jahre manche Ueberlieferung von dem, alten Deutschen, in Rom wie in Lübeck, den Slaven der Nordseeküste, dem ungarischen Königshof und den Bulgaren, wie dem Sultan von Ikonium und am heiligen Grabe zu Jerusalem bekannten Heinrich dem Löwen vermischt haben mag.

Des Brunswik Zauberschwert ist eingemauert im Fundament der Prager Brücke. Auch dieses wird zum Vorschein kommen im Augenblicke der höchsten Noth. —

Das Mädchen mit dem Stern.

Des blinden Jünglings Weissagung gedenkt eines Knäbleins, geboren zwanzig Jahre und eines darüber vor der Blaniker Schlacht, geboren mit einem goldenen Sternlein auf der Stirne, dieß Knäblein wird auch des böhmischen Landvolkes Führer in jenem Vaterlandskampfe und der Erlöser gepriesen. Des Sternes wegen meinte man, das Knäblein müsse ein Sternberg seyn? — Oder war der blinde Jüngling ein rückwärts gekehrter Prophet und in seinem Gehirn etwa das Andenken Jaroslaws von Sternberg des Ollmützerbesiegers und Erretters aus der wilden mongolisch-tartarischen Fluth?

Doch lebt auch eine nicht minder schöne Sage von einem Mädchen mit dem Stern. — In grauer Zeit lebte nähmlich im Böhmerwalde ein mächtiger Wladike, von den Fremden nur der große Graf genannt, mit seiner Gräfin, die den Schimmer eines goldnen Sternes an ihrer schönen Stirne trug. Aus ihrem ersten Gemahl besaß sie eine Tochter, die

Stirne ebenfalls mit einem Sternlein prangend. Beide hatten dieses Zeichen mit auf die Welt gebracht. Beide waren liebenswürdiger als alle Schönen des ganzen, weiberreichen Böhmerlandes. Als nun das Mädchen herangewachsen war, starb ihre gute Mutter und sterbend mußte ihr der Gemahl das Versprechen machen, daß er nach ihrem Tode keine andere zu seiner Gemahlin wählen werde, außer eine solche, die so wie sie, einen goldenen Stern auf der Stirne hätte.

Ein Jahr nach ihrem Tode wollte er zu neuer Ehe schreiten. Er verließ daher seine Burg und ritt alle nahen und entfernten Gegenden durch, um sich ganz nach dem Wunsche seiner verstorbenen Gemahlin ein Weib aufzusuchen. — In der ganzen Welt aber konnte er eine solche Maid nicht finden. Betrübt kehrte er in seine Heimath nach Böhmen. Als nun das Mädchen mit der goldgesternten Stirne die Ankunft ihres Schwiegervaters erfahren, sperrte sie sich in ihre Wohnung ein, brachte alle die theuersten Sachen zusammen, und machte ein Bündel daraus, um damit, sobald es möglich sein würde, der heimischen Wohnung zu entfliehen, denn sie erschrack sehr, als sie hörte, daß er unverrichteter Sache nach Hause käme, und fürchtete, daß er sie zwinge, ihm ihre Hand zu geben. Die Gelegenheit war ihr günstig, sie entfloh und kam in einen gro-

ßen Wald. Hier begegnete sie einen Bettler. Sie bath ihn, er möchte ihr seine Kleider schenken, und dafür die ihrigen annehmen, worin er auch recht gerne einwilligte.

Der Bettler entfernte sich, froh im Herzen, sie aber ging im Walde herum, und als sie an einen Ort gekommen, der kaum noch von eines Menschen Fuß betreten war, warf sie ihr Bündel mit den theuersten Kleidern und Kleinodien in eine Felsenhöhle und bedeckte sie recht klug, damit sie niemand finden könnte außer ihr, und bezeichnete deßwegen diesen Ort. Als dann ging sie wieder weiter bis zu einem Schloß, das am Rande des großen Waldes lag. — Um nicht so leicht erkannt zu werden, band sie ein weißes Tuch um die Stirne und mit Asche machte sie ihr Gesicht braun. Sie kommt in die Küche und bittet den Koch recht sehr, er möchte ihr einen Dienst in der Küche anweisen. Der Koch, der ein gutes Herz hatte, und bei dem eine Thräne mehr galt, als ein Dutzend Beschwörungen, nahm den Antrag des jungen hübschen Knaben an, und wies ihm eine Beschäftigung in der Küche. Allein ein Zufall verrieth dem Koch ihr Geschlecht, und er wollte sie fortschicken, wiewohl es ihm recht schmerzlich war, allein der reiche Graf, sein Herr, wollte kein Frauenzimmer in seinem Hause dulden. Das Mädchen aber weinte bitterlich und bath den

alten Koch um alles, sie doch bei sich zu lassen. Sie versprach ihm, daß sie ihm bei allen Verrichtungen behülflich sein, und daß sie sich nie der Herrschaft zeigen wolle. Durch das jammervolle Bitten ließ sich der Alte doch bewegen, und ließ sie bei sich. Jedoch beschwor er sie nochmahls, sie möge sich nie dem Herrn zeigen, weil er dann leicht durch diesen Betrug die Gunst seines Herrn verlieren und auf seinen alten Füßen von Ort zu Ort betteln müßte. — Ein ganzes Jahr war sie schon im Dienste, und niemand hatte etwas von dem Geheimniß erfahren. — Eines Tages war der Herr zu einem Balle geladen, am andern Tage in der nahen Stadt. Auch der junge Koch (das Mädchen nähmlich) hatte es erfahren. Sie bath daher den alten Koch, er möchte ihr erlauben, eine Anverwandte in dem nahen Dorfe zu besuchen. Er gab ihr Erlaubniß. Sie aber, anstatt in das Dorf zu gehen, ging in den Wald, wo sie ihre schönsten Kleider und Zierden versteckt hatte, nahm aus dem Schönsten das Reitzendste und Geschmackvollste, und so überaus schön angezogen, besuchte sie das städtische Fest.

Kaum in den Saal getreten, wendete sich, wie von magischer Kraft angeregt, Alles zu ihr. Die reitzenden, überaus edlen Gesichtszüge, die schöne Haltung, der Zauber der Blicke, die Anmuth des ganzen Wesens zog Alles an sie. Keiner wollte

seinem Auge trauen. Jeder fragte den andern, ob er denn auch das goldene Sternlein an der hohen schönen Stirne wahr nahm, oder ob dieses nur ein liebliches Trugbild sei? Der Erste, der sich ihr nahte, der von ihrem Zauber hingerissenste war ihr eigener, strenger Herr, der Gebieter des Kochs, bei dem das himmlische Geschöpf als Küchenjunge diente. Er wich nicht von ihrer Seite. Sie schien ihm Aufmerksamkeit und Wohlwollen zu weihen. Sie kamen sich näher und näher in gar interessantes Geplauder und Gekose vertieft, und wechselten endlich sogar goldene Ringe.

Nach Mitternacht verschwand sie. Wie es ihr gelungen, so vielen aufmerksamen Augen gleichwohl unbemerkt zu entkommen, begriff niemand, der Geliebte am wenigsten? das Wunderkind eilte aber wieder in seinen dunklen Wald, wechselte die Kleidung, schlich sich nach Hause und in ihr Bett. Als sie nun des andern Morgens der Koch befragt, wo sie so lange geweilt, erwiederte sie ihm, sie habe sich im Walde verirrt und sich mit genauer Noth erst gegen den Morgen wieder zurecht gefunden. Des andern Tags bereitete der Koch seinem Herrn das Frühstück. Kaum hatte er einen Augenblick die Küche verlossen, zog der schöne junge Koch den goldenen Ring von seinem Finger, den der junge Graf auf dem Balle ihm dargereicht, und mit ihm gewech-

fekt, und warf ihn ins Gefäß. Als der Koch nun das Frühstück dem Herrn in die Schale gaß, sahen beide, daß etwas hineinfiel. Sie untersuchten es, und der Herr erkannte seinen Ring. Ganz außer sich, forschte er nach, wer in der Küche gewesen? oder wer ins Schloß gekommen sei? doch nichts konnte man auskundschaften. Nun war der Graf schrecklich unzufrieden, denn das Götterkind wollte ihm auf dem Balle durchaus nicht sagen, wer sie sei, und woher sie komme. Er suchte eine Gelegenheit nach der andern, wo für ihn etwas zu hoffen schien, aber nirgends fand er sie wieder. Er gab also selbst ein herrliches Fest in derselben nahen Stadt, um sie nur zu sehen. Der wunderschöne Kochjunge machte es wie vor, und das Zaubermädchen kam noch glänzender gekleidet auch dahin. Nun hüthete er sie mit seinen blauen Augen mehr als seinen theuersten Schatz. Noch vor dem Tanze fragte er nach ihrem Namen, woher sie immer komme, und wer sie sei? — denn er zweifelte schon, daß sie von dieser Welt stamme. Aber sie wich so schön seinen forschenden Worten aus, daß er kaum weiter dringen konnte. Er schenkte ihr eine schöne Rose aus lauter auserlesenen Perlen, und flehte, wenigstens diese Kleinigkeit anzunehmen, und seiner nicht ganz zu vergessen. Nach Mitternacht verschwand sie wieder, wechselte wieder im Walde ihre Kleider, und ging nach Hause.

Früh, als der Koch dem Herrn das Frühstück auftragen wollte, warf der Kochjunge das Perlenröslein in das Gefäß; dießmahl hatte es der Alte bemerkt, sagte aber nichts. Als er nun dem Gebiether das Frühstück in eine Schale goß, fiel wieder etwas hinein. der Graf erkannte das Perlenröslein. Nun aber befahl er ihm, die Wahrheit zu sagen. Der Alte schwieg. Der Graf bath ihn, drohte, er beschwor ihn — und der Alte sagte, was er gesehen. »Führe mir den Burschen her« (sprach der Graf), und der Alte ging und brachte den jungen Koch her. Nun fragte ihn der Graf, warum er sich unterstanden, das Perlenröschen hineinzuwerfen, wo er's genommen? und wie das Mädchen zu antworten anfing, erkannte er sie nach der Silberstimme, die zugleich so herzlich war. Er fiel vor ihr auf die Knie, und bath, das Tuch vom Kopfe loszubinden. Sie that's und zog einfache weiße Kleider an. Sie vermählten sich dann. — Ich könnte vom Lieben, Küssen und von dieser ganzen feenhaften Heirath drei Nächte erzählen, wenn ich dabei nicht auch von dem Deurba (Brautführer, Einlader) vieles erwähnen müßte, dem ich nicht gut bin, weil der Schelm es rein vergaß, mich auch einzuladen. — Daher kurz; — sie lebten wie ihm Himmel so selig, und hatten in Jahr und Tag ein schönes Knäblein, und das Jahr darauf ein noch zarteres Mägdlein; diese aber hatten

schon kein Zeichen mehr an der Stirne. Dem Sohne prophezeite die Mutter am Sterbebette: aus seinem Samen würde der Retter des Vaterlandes hervorgehen, und der größte aus ihnen, der Sieger am Blanick, werde wieder den goldenen Stern an der Stirne tragen.

Inhalt.

	Seite.
Felix und Agathe	3
Der Astrolog	36
Das Zauberschwert	76
Alfred und Mathilde. Ballade	84
Niklas Jurischitz	96
Sankt Georgs Geburt. Ballade	102
Die Braut	111
Der Lebensmüde	113
Der Mandelbaum. Romanze	115
Das Mägdlein von der Haide	117
Das griechische Feuer	121
Guy, König von Jerusalem. Historisches Gemählde	123
Das Todtengerippe	141
Die Teufelsbrücke	149
St. Wenceslaw	162
Das Schwert des Brunswik	164
Das Mädchen mit dem Stern	165

Bey Mich. Lechner, Universitäts-Buchhändler in Wien, Esslinggasse, unweit der k. k. Briefpost und in allen Buchhandlungen in den Provinzen, sind nachstehende Bücher um beygesetzte Preise in Conv. Münze zu haben:

Bären aus der Schweiz. Eine Sammlung von Anekdoten für literarische Scherzjäger, aufgesucht von Hilarius Bärentreiber. Wien 1827. broschirt 24 kr.

Becker, W. G., Erzählungen. 5. Bdchen. Mit Titelk. Wien 1828. 3 fl. — Dieselb. 5. Bdchen. ohne Titelk. 2 fl. 15 kr. Einzeln jed. Bdchen. mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 27 kr

Bibliothek der neuesten Entdeckungsreisen nebst den wichtigsten Beyträgen des 19 Jahrhunderts. 16. Bdchen. Taschenformat Wien 1825, auf schönem Postdruckpapier, gedruckt bey Strauß und in saubern Umschlägen broschirt, statt dem frühern Ladenpreis von 9 fl. jetzt um 4 fl. 30 kr.

Clauren, H., ausgewählte Unterhaltungen. 29 Bändchen mit schönen Titelk. Wien 1825 — 1828. In geschmackvollen Umschlägen broschirt auf weißem Druckpapier 17 fl. 24 kr. auf Velinpapier 26 fl. — Dieselben 29 Bändchen auf Druckpapier ohne Titelkupfern 13 fl. 3 kr. Einzeln jedes Bändchen mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 27 kr

Clauren, H., Theater. 3. Bdchen mit Titelkupfer. Wien 1825. In geschmackvollen Umschlägen broschirt 1 fl. 48 kr., ohne Titelk. 1 fl. 21 kr. Auf Velinpapier 2 fl. 48 kr. Einzeln jed. Bändchen mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 27 kr.

Contessa, C. W., Erzählungen, 2. Thle. in 1. Bd. Wien 1826. Mit Titelk. 36 kr., ohne Titelk. 30 kr.

Cooper, des Amerikaners, ausgewählte Unterhaltungen 39 Bdchen. Mit Titelk. Wien 1832 — 1835. 23 fl. 24 kr. Dieselben 39 Bdchen. ohne Titelk. 17 fl. 33 kr. Einzeln jedes Bändchen mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 27 kr.

Döring, G., die Krystallköniginn. — Nach Stürmen Ruhe. — Seppi's Reise zur Hochzeit. Drey Schweizer-Erzählungen. Mit Titelk. Wien 1828. 36. kr.

Eckartshausen, Hofrath v., Schriften, 22 Bändchen mit Titelk. Wien 1830. u. 1831. 13 fl. 12 kr. — ohne Titelk. 9 fl. 54 kr. Einzeln jedes Bändchen mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 27 kr.

Gellert, C. F., Fabeln und Erzählungen. Nebst dessen Lebensgeschichte. 2 Theile mit Titelk. Wien 1826. In Umschlägen brosch. 1 fl. 12 kr.

Houwald, Ernst v., Erzählungen. 3 Theile. Mit Titelk. Wien 1827. 1 fl. 48 kr. ohne Titelk. 1 fl. 21 kr, auf Velinpapier 2 fl. 48 kr. Einzeln jedes Bändchen mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 27 kr.

Houwald, Ernst v., Theater und Gedichte. 5 Bändchen Mit Titelk. Wien 1827. In Umschlägen brosch. 3 fl., auf Velinpapier 4 fl. 40 kr. Einzeln mit Titelk. 36 kr.

Houwald, Ernst v., Erzählungen für Kinder gebildeter Stände. 2 Bändchen mit Titelk. Wien 1827. In Umschlägen broschirt 1 fl. 12 kr., auf Velinpapier 1 fl. 42 kr.

Houwald, Ernst v., Theater für Kinder gebildeter Stände. 2 Bändchen mit Titelkupf. Wien 1827. In Umschl. brosch. 1 fl. 12 kr., auf Velinpapier 1 fl. 42 kr.

Jacobs, Fr., die beyden Marien. Eine Geschichte. 2 Thle. in 1 Bd. Wien 1827. Mit Titel. 36 kr., ohne Titelk. 30 kr.

Kind, Fried., ausgewählte Unterhaltungen. 10 Bdchen. mit Titelk. Wien 1827. In Umschlägen broschirt 6 fl., auf Velinpap. 9 fl. Dieselb. 10 Bdchen ohne Titelk. 4 fl. 30 kr. Einzeln jedes Bdchen mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk 27 kr.

Kotzebue's, A. v., ausgewählte Unterhaltungen 36 Bändchen Mit Titelk. Wien 1828 — 1832. 21 fl. 36 kr. Dieselben 36 Bdchen. ohne Titelk. 16 fl. 12 kr. Einzeln jedes Bändchen mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 27 kr.

— — Theater. 50 Bändchen, ganz nach der Auflage von Kaulfuß und Krammer, sammt einem alphabetischen Verzeichniß sämmtlicher in dieser Sammlung enthaltenen Theaterstücke. Mit Titelkupf. Herabgesetzter Preis ungebunden 16 fl. — In Umschlägen broschirt 18 fl. — Wien 1831 — 1834. Jedes Bändchen auch einzeln mit Titelk. 36 kr., ohne Titelkupfer 30 kr.

— — Theater. Vollständige Ausgabe. 56 Bände. Mit Titelkupfer. Wien 1811 bis 1820 bey Anton Doll. 33 fl. 36 kr. Jeder Band auch einzeln 36 kr. NB. beym 56sten Band ist das alphabetische Verzeichniß sämmtlicher in dieser vollst. Sammlung erschienenen Theaterstücke des A. v. Kotzebue beygebunden, welches auch einzeln auf Druckpapier um 8 kr. und auf Schreibpapier um 12 kr. zu haben ist.

Kuffner, Chr., Lustwäldchen der Laune. Frey bearbeitet nach britischen Originalen. Wien 1830. 36 kr.

Morier, J., die Abenteuer Hajji Baba's aus Ispahan. Aus d. Engl. übers. v. Fr. Schott. 4. Bdch. Wien 1826. Mit Titelk. 2 fl. 24 kr., ohne Tk. 1 fl. 36 kr.

Musäus, J. A., Volksmärchen der Deutschen 2 Bde. (36 Duodezbogen stark.) Mit Titelk. Wien 1825, broschirt 2 fl., ohne Titelk. 1 fl. 36 kr.

Pfeffel, G. C., auserwählte Unterhaltungen. 9 Bdchen. Mit Titelk. Wien 1828. In Umschlägen broschirt 5 fl. 24 kr., ohne Titelk. 4 fl. 3 kr. Einzeln jedes Bändchen mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 27 kr.

Polt, der fröhliche Sänger. Eine Sammlung ergötzlicher Lieder, zur Erheiterung für Freunde des Gesanges und alle frohe Gesellschaften. Mit 86 Musikblättern. Wien 1825. 2 fl. Das 63. bis 86. Blatt auch einzeln. 24 kr.

Prätzel's ausgewählte Unterhaltungen. 12 Bändchen. Mit Titelkupf. Wien 1827. In Umschlägen brosch. 7 fl. 12 kr., auf Velinpap. 10 fl. 36 kr. Einzeln jedes Bändchen mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 27 kr.

Rittler, Dr. Fr., der Lerchenfelder Robinson, oder wunderbare Schicksale und Abenteuer des Sebastian Ganthöfer, eines gebornen Wieners auf Reisen zu Wasser u. zu Lande. 2 Thle. Mit Tk. Wien. 1 fl. 12 kr.

Ruinen oder Taschenbuch zur Geschichte verfallener Ritterburgen und Schlösser, nebst ihren Sagen Legenden und Märchen. 5. Bdchen. Mit vielen Kupfertaf. Wien 1834. 4 fl. Jedes Bdch. einz. 48 kr.

Schiller, Fr. v., sämmtliche Werke. 38. Bde. Nach der letzten vollständigen Auflage neu herausgegeben, revidirt und corrigirt, von Chr. Kuffner. Mit schönen Titelk. nach ganz neuen Zeichnungen von Prof. Schindler u. gedruckt mit neuen gut leserlichen Lettern. Wien 1834. 22 fl. 48 kr. — Dies. 38 Bände ohne Titelk. 19 fl. Einzeln jedes Bändchen mit Titelk. 36 kr. ohne Titelkupfer 30 kr.

Schilling, Gust., Stoffe. Wien 1826. Mit Titelk. 36 kr., ohne Titelk. 30 kr.

Selam oder die Sprache der Blumen. Mit Titelk. Wien 1832. 2 fl.

Steigentesch, A. Frhrn. v., Erzählungen, Gedichte und vermischte Aufsätze 2 Bändchen. Mit Titelk. Wien 1828. In Umschlägen broschirt 1 fl. 12 kr.

JAN 5 1887
JAN 6 1887
APR 1 1889
NOV 4 1889
MAY 24 1911
MAY 24 1911

25228.27
Wunder-sagen und gespensterbuch, en
Widener Library 003600319
3 2044 089 049 845